

ZEICHEN DER ZEIT

LIEBE IN WAHRHEIT – SOZIALE VERANTWORTUNG NEU DENKEN

Ein Lieblingsthema des Pontifikats von Benedikt XVI. ist die theologische Tugend der Liebe. Nach seiner ersten Enzyklika „Deus caritas est“ geht auch das am 07. Juli 2009 veröffentlichte Sozialrunds Schreiben „Caritas in veritate“ von der Liebe aus, verbindet sie allerdings mit der Wahrheit. Darin sieht der Papst das „Gesicht Christi“ (Nr. 1) und die Berufung des Menschen. Dem Text merkt man auf weiten Strecken die Denkweise des Papstes an. Philosophisch-theologische Dichte zeugt von der direkten Autorschaft des Pontifex. Die beiden letzten der insgesamt sechs Kapitel verbinden die konkreten wirtschaftlichen und technischen Fragestellungen mit der durchgehenden Gedankenlinie.

Es scheint ein Signum des Benedikt-Pontifikats zu sein, Heilsgeschichte und aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen von der Liebe her zu interpretieren: „Aus der Liebe Gottes geht alles hervor, durch sie nimmt alles Gestalt an, und alles strebt ihr zu.“ (Nr. 1) Das „Weltgrundgesetz der Liebe“ (J. Kentenich) ist nach Benedikt anwendbar auf die Themenbereiche der kirchlichen Soziallehre, insofern sie von der menschlichen Vernunft nicht nur durchdacht, sondern in Beziehung zur Wahrheit gebracht werden. Die Erkenntnisprinzipien des praktischen Vorsehungsglaubens werden auf diese Weise ins Spiel gebracht: Im „augenblicklichen sozialen und kulturellen Umfeld“ (Zeitenstimmen) mit „Zustimmung zu den Werten des Christentums“ (bei P. Kentenich stärker subjektiv als „Seelenstimmen“ gedacht) Liebe in Wahrheit (Seinsstimmen) leben (Nr. 4). Die Akzentsetzung – und Sympathie – des Papstes liegt eindeutig auf dem Seinsmäßig-Vernünftigen. Von dort kommt er zu einer Analyse der Zeit und zu spezifischen gesellschaftlichen Herausforderungen. Weniger im Ziel als in der Hermeneutik unterscheidet sich das platonisch-augustinische Denken Papst Benedikts damit vom lebensmäßig-aristotelischen Ansatz P. Kentenichs.

Weite Passagen des Rundschreibens sind eine Relecture der Sozialenzyklika Papst Pauls VI. aus dem Jahr 1967. „Populorum progressio“ war die Umsetzung der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils. In „Gaudium et spes“ hatte sich die Kirche auf die Vorläufigkeit lehramtlicher Stellungnahmen zu den Lebensfeldern des Menschen eingelassen. Paul VI. betonte in „Populorum progressio“, einer Schrift, die besonders in Lateinamerika auf große Resonanz stieß, „dass die ganze Kirche, wenn sie verkündet, Eucharistie feiert und in der Liebe wirkt, in all ihrem Sein und Handeln darauf ausgerichtet ist, die ganzheitliche Entwicklung des Menschen zu fördern“, und „dass die echte Entwicklung des Menschen einheitlich die Gesamtheit der Person in all ihren Dimensionen betrifft“ (Nr. 11). Auch Papst Benedikt kommt es auf die Entwicklung der Menschheit an, denn: „Die Vorstellung von einer Welt ohne Entwicklung drückt Misstrauen gegenüber dem Menschen und gegenüber Gott aus.“ (Nr. 14) Doch damit sich diese Entwicklung ganzheitlich-organisch vollziehen kann, müssen Ethik des Lebens und Zeugnis für die Liebe

Christi gleichermaßen vorhanden sein. In schönstättischen Termini ausgedrückt: Apostolat baut auf der Persönlichkeitsbildung und Wertorientierung auf.

Ein weiteres Anliegen des Papstes ist die Analyse der Globalisierung. In den Kommentaren zur Enzyklika wurde vielfach kritisiert, dass Benedikt XVI. die Globalisierung zu negativ beurteile. Sicher gilt die Aussage: „Die zunehmend globalisierte Gesellschaft macht uns zu Nachbarn, aber nicht zu Geschwistern.“ (Nr. 19) Doch die zukünftige Entwicklung der Menschheit ist „polyzentrisch“ (Nr. 22). So muss der Papst auf die Gefahr einer Reduzierung der sozialen Sicherungsnetze ebenso hinweisen wie auf die negativen Folgen der Arbeitsmobilität. Aus der Perspektive einer weltweit agierenden geistlichen Bewegung ist aber festzuhalten, dass die „Wechselwirkung zwischen den Kulturen“ nicht nur einen „kulturellen Eklektizismus“ und „kulturelle Verflachung“ (vgl. Nr. 26) kennt, sondern zunächst und in erster Linie eine menschliche und religiöse Bereicherung darstellt. Gerade der vom Papst beklagte ideologische und praktische Atheismus relativiert sich im globalisierten Weltmaßstab. Die Globalisierung als Chance zu begreifen, ist vermutlich eher den Bewegungen und geistlichen Gemeinschaften aufgetragen als den territorial verfassten und konzentrierten Pfarreien und Diözesen. Die Bereicherung durch andere Mentalitäten basiert dabei wesentlich auf dem „Prinzip der Unentgeltlichkeit als Ausdruck der Brüderlichkeit“ (Nr. 34), ist also zunächst Geschenk und Gabe, erst in zweiter Linie Aufgabe.

In der Tradition seiner Vorgänger steht der Papst, wenn er den Menschen als Maß wirtschaftlichen Handelns heraushebt. Heftige Kritik richtet er gegen anonyme Strukturen, ohne jedoch den von Johannes Paul II. eingebrachten Begriff der „Strukturen der Sünde“ zu verwenden. Jedes ethisch-normative Handeln muss auf den Menschen hingeorde­net sein. Sie hat sich am „moralischen Bezugssystem“ (Nr. 45) der Gottebenbildlichkeit des Menschen, der „zentralen Stellung der menschlichen Person“ (Nr. 47), zu orientieren. Der Papst geht von einer vorgegebenen Naturordnung aus – P. Kenterich würde von Seinsordnung sprechen: „Der Mensch deutet und bildet die natürliche Umwelt durch die Kultur nach, die ihrerseits durch die verantwortliche, auf die Gebote des Sittengesetzes achtende Freiheit bestimmt wird.“ (Nr. 48) Ein göttlicher Plan ist die Grundlage der Weltgestaltung. In vorsehungsgläubigem Nachtasten und Nachfolgen geschieht die Realisierung des Bundes zwischen Mensch und Umwelt (vgl. Nr. 50). Diese Ausweitung der Bundestheologie auf eine spirituelle Beziehung zur Umwelt bedarf auch in Schönstatt noch der Rezeption. „Humanökologie“ und „Umweltökologie“ (Nr. 51) bedingen sich.

Die Ausführungen des Papstes finden eine gewisse Zusammenfassung im fünften Kapitel der Enzyklika, die von der Zusammenarbeit der Menschheitsfamilie handelt. Die Interaktivität unserer Zeit kennt einen Zielpunkt: „Diese größere Nähe muss zu echter Gemeinschaft werden.“ (Nr. 53) Begründen kann der Papst diese Forderung aus der Übertragung des Modells der Trinität und der Familie auf die Menschheit insgesamt. Gefordert ist eine „soziale Nächstenliebe“ (vgl. Nr. 57). Die gegenwärtige Wirtschaftskrise sieht der Papst als eine Chance, in einer solidarischen Ethik die großen Probleme der Bildung, des Tourismus, der Migration, der menschenwürdigen Arbeit, des Finanzwesens, des Konsumismus und einer politi-

schen Weltautorität anzugehen. Sein Appell an die Menschheit: „Ohne rechtschaffene Menschen, ohne Wirtschaftsfachleute und Politiker, die in ihrem Gewissen den Aufruf zum Gemeinwohl nachdrücklich leben, ist die Entwicklung nicht möglich.“ (Nr. 71) Die „Schicksalsverwobenheit“ (P. Kenterich 1942) der Menschheit lässt lokale Lösungen kaum mehr zu. Umso stärker fordert sie jeden Einzelnen und jede verantwortliche (Berufs-)Gruppe und Gemeinschaft auf, die „Gelegenheit zur Humanisierung“ (Nr. 73) ernsthaft zu nutzen.

Die Enzyklika ist ein leidenschaftliches Plädoyer dafür, dass nur die ganzheitliche Sicht des Menschen, wie sie in der Bibel grundgelegt ist und mit den Mitteln der Vernunft nachvollzogen werden kann, eine Mentalitätsänderung bewirken kann: „Es gibt keine vollständige Entwicklung und kein universales Gemeinwohl ohne das geistliche und moralische Wohl der in ihrer Gesamtheit von Seele und Leib gesehenen Personen.“ (Nr. 76) Aus der Perspektive der Schönstatt-Bewegung, für deren Gründer die Ganzheitlichkeit des Menschen aus Leib, Seele und Geist sowie der Hinordnung auf den Schöpfergott konstitutiv ist, kann dem nur zugestimmt werden.

Joachim Schmiedl

VORBEMERKUNG

Vor 60 Jahren wurde mit der Verabschiedung des Grundgesetzes die Bundesrepublik Deutschland gegründet. Im selben Jahr wurde die Deutsche Demokratische Republik errichtet. Vor 20 Jahren begann mit der Öffnung der Grenzen die „Wende“, die zur Wiedervereinigung Deutschlands und zum Sturz der kommunistischen Regierungen Osteuropas führte. REGNUM bringt aus diesem Anlass mehrere sehr persönlich gehaltene Artikel, die Meinung und Emotionen der Autoren widerspiegeln.

JOACHIM SCHMIEDL

60 JAHRE BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND EIN KIRCHENGESCHICHTLICHER RÜCKBLICK

Für die katholische Kirche schien das Leben in der „Zusammenbruchsgesellschaft“ nach 1945 neue Chancen zu bieten. Während der Zeit des Nationalsozialismus in die Sakristei zurückgedrängt und weitgehend ihrer organisatorischen Strukturen beraubt, konnte sie sich jetzt als „Siegerin in Trümmern“ fühlen. Viele Priester und Laien waren im Dritten Reich verhaftet worden, hatten in Gefängnissen und Konzentrationslagern gelitten, manche waren um ihrer religiösen Überzeugungen willen getötet worden. Im August 1945 sprachen die Bischöfe zwar auch von Schuld und Versagen, doch das bestimmte nicht den Grundton. Mit Zuversicht und Engagement gingen die Bischöfe in die Nachkriegszeit. Die Kardinalserhebung der Bischöfe Galen, Frings und Preysing im März 1946 war ein deutliches Zeichen für die Wertschätzung der deutschen Kirche.

Integrationsleistung

Die ersten Nachkriegsjahre forderten der deutschen Kirche enorme Leistungen ab. Infolge der 11,7 Millionen Vertriebenen, die bis 1950 in die vier Besatzungszonen eingewiesen wurden, mussten die Pfarrstrukturen völlig umgebaut werden. In manchen Diözesen, gerade in Süd- und Norddeutschland, weniger im Rheinland, dafür aber umso stärker in der sowjetischen Besatzungszone, stieg die Zahl der Katholiken um hohe Prozentzahlen. Hunderte von Kirchen mussten errichtet werden, zunächst nur als Notkirchen. Hinzu kam die Aufbauarbeit an den im Weltkrieg zerstörten Gebäuden und Kirchen. Durch die demographische Verschiebung wurden die alten katholischen Kerngebiete aufgelöst und es entstand eine neue Diaspora in den ländlichen Gebieten der amerikanischen und britischen Besatzungszo-

ne. Unter dem Mangel an geistlichem Personal freilich litt die deutsche Kirche nach dem Krieg nicht, so dass die neuen Strukturen mit Pfarrern und Kaplänen, aber auch mit Ordensschwestern besetzt werden konnten.

Als 1948/1949 das Grundgesetz beraten wurde, sahen sich die Bischöfe deshalb auch in einer starken Position. Ihre Hauptanliegen waren die Festschreibung der traditionellen Rolle der Eltern im Blick auf die religiöse Erziehung der Kinder („Elternrecht“), der schulische Religionsunterricht und die konfessionell gegliederte Volksschule, die so genannte „Bekennnisschule“. An diesen Fragen wäre die Zustimmung der Bischöfe zum Grundgesetz fast gescheitert. Knapp 20 Jahre später waren die konfessionellen Regelschulen dann endgültig passé. Doch immerhin gelang in den sechs Jahrzehnten der Aufbau eines breit aufgestellten katholischen Privatschulsystems.

Ein weiterer Aspekt der Integrationsleistung der katholischen Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg betraf die Erneuerung der Laienorganisationen und des politischen Katholizismus. Dass mit der Gründung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) 1952 eine zwar selbstständige, aber doch eng mit der Bischofskonferenz verzahnte Organisation der Laien geschaffen wurde und die Katholikentage in der Nachkriegszeit viel stärker von den Bischöfen mit bestimmt und dominiert wurden, mag man bedauern, lag aber im Trend eines zunehmenden innerkirchlichen Zentralismus. Das „Zentrum“ als katholische Partei kam jedoch nicht über regionale Neuansätze hinaus. Die Option für eine überkonfessionelle christliche Partei führte zu den sehr heterogenen Ansätzen der „Christlich-demokratischen Union“, die sich 1950 auf Bundesebene als CDU konstituierte und mit ihrer bayerischen Schwesterpartei CSU die Politik der ersten zwei Jahrzehnte der Bundesrepublik bestimmte. Die starke katholische Prägung der C-Parteien ließ sie bisweilen als verlängerten Arm der Bischöfe erscheinen. Die Wahlhirtenbriefe der Bischöfe bis in die 1960er Jahre lesen sich wie Aufrufe zur Wahl von CDU und CSU.

Die Adenauer-Republik

Im Rückblick erscheinen die 1950er Jahre geprägt vom Wiederaufbau und Wirtschaftswunder, vom Kalten Krieg und privaten Glück, von Arbeitsfleiß und Urlaubssehnsucht, weniger von innerkirchlichem Aufbruch. „Keine Experimente“ – dieses Slogan der CDU aus dem Wahlkampf von 1957 steht für das Lebensgefühl der Jahre unter einem Bundeskanzler Konrad Adenauer, der zu Beginn seiner Amtszeit 73 und am Ende 87 Jahre alt war.

Auch in der Kirche war wenig Experimentierfreudigkeit gefragt. Pius XII. und die römische Kurie standen für die Bewahrung traditioneller Theologie und Spiritualität. Das bekamen manche Theologen zu spüren. Diese Mentalität steht letztlich auch hinter den Auseinandersetzungen um die Schönstatt-Bewegung und P. Kenterich nach dem Zweiten Weltkrieg, die zu seiner Verbannung nach Milwaukee führten. Eine gewisse Erstarrung schien eingekehrt, wiewohl eine neue Generation von Bi-

schöfen instinktiv spürte, dass Veränderungen notwendig waren. Die Initialzündung musste freilich noch kommen.

Aggiornamento

Diese Signale mehrten sich um das Jahr 1960. Die Wahl Johannes' XXIII. zum Papst stand am Beginn einer Reihe von Veränderungen in Kirche und Gesellschaft. Dass er am 25. Januar 1959 ein Ökumenisches Konzil ankündigte, wurde zunächst nicht so intensiv wahrgenommen wie das Bekenntnis der SPD im Godesberger Programm von 1959 zu einem demokratischen Sozialismus, als einer dessen Wurzeln die christliche Ethik benannt wurde. Hatte eine große Mehrheit der Katholiken bis dahin wie selbstverständlich ihr Kreuz vor den Parteien mit dem C gemacht, wurde nun auch die Sozialdemokratie „hoffähig“. International gestärkt wurde der Katholizismus durch die Wahl des jungen Katholiken John F. Kennedy zum amerikanischen Präsidenten.

Für die deutsche Kirche waren diese Ereignisse eine gute Gelegenheit, den schon lange gepflegten Blick über den eigenen Gartenzaun zu institutionalisieren. In den Jahren vor dem Konzil entstanden die großen Hilfswerke der deutschen Kirche für Asien, Afrika und Ozeanien („missio“), für Entwicklungshilfe („Misereor“) und für Lateinamerika („Adveniat“). Die Spendenbereitschaft der deutschen Katholiken, die Ähnliches nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem von amerikanischen Katholiken erfahren hatten, war und ist enorm. Das weltweit hohe Ansehen der deutschen Kirche bezieht seine Kraft weitgehend aus dieser finanziellen und ideellen Solidarität. Dass der missionarische Einsatz auch innerhalb des eigenen Landes geleistet werden müsse, blieb dabei lange außen vor. Der berühmte Weckruf des Jesuiten Ivo Zeiger auf dem Mainzer Katholikentag von 1948, dass Deutschland selbst „Missionsland“ sei, fand erst Jahrzehnte später die gebührende Aufmerksamkeit. Mission war und blieb weitgehend Äußere und nicht Innere Mission.

Das für den Pontifikat Johannes' XXIII. stehende Schlagwort vom „Aggiornamento“, der Anpassung der Kirche an die Zeit, fügte sich in die gesellschaftlichen Veränderungen hin zu einer pluralistischen Gesellschaft ein. Das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 bis 1965 wurde deshalb von vielen Katholiken als Befreiung empfunden. Deutsche Bischöfe wie die Kardinäle Döpfner und Frings und Theologen wie Karl Rahner und Joseph Ratzinger waren bestimmende Figuren auf der Weltkirchenversammlung. Sie brachten Impulse ein, die in den Erneuerungsbewegungen der 1920er und 1930er Jahre grundgelegt worden waren. Wenn auch die Euphorie der ersten Konzilsphase bald einer Ernüchterung wich, war das Zweite Vatikanum doch für die deutsche Kirche ein wichtiger Meilenstein. Die Konzilsberatungen wurden von der Presse begierig verfolgt. Es war die große Zeit der Kirchenberichterstattung, die nur noch vom Hype um den Tod Johannes Pauls II. und die Wahl seines Nachfolgers übertroffen wurde.

Das Konzil behandelte eine Reihe von Themen, die für die deutsche Kirche existenziell interessant waren. In Bezug auf die liturgische Erneuerung war schon lan-

ge vorgearbeitet worden. Die Liturgische Bewegung gehörte zu den großen Impulsen, die von deutschen Bischöfen und Theologen in das Konzil eingebracht wurden. Die Umsetzung wurde deshalb sofort nach der Verabschiedung in Gang gebracht. Im Land der Reformation interessierte alles, was eine Verbesserung der ökumenischen Beziehungen mit sich bringen würde. Der deutsche Kardinal Augustin Bea war auf dem Konzil der Promotor dieser Bestrebungen, die sich zunächst in der Kirchenkonstitution und dann im Ökumenismusdekret bündelten.

Als ganz zentral erwies sich die Beschäftigung des Konzils mit dem Laienapostolat. Hier hatte die deutsche Kirche ja eine über ein Jahrhundert alte Tradition. In der Umsetzung nach dem Konzil entstanden daraus die Laienräte in den Pfarreien, Dekanaten und Bistümern. In der Verzahnung der gewählten Vertretung der Laien auf den Ebenen der hierarchisch verfassten Kirche mit den Verbänden im ZdK entstand eine neue Form von Zusammenschluss der Gläubigen, die Eigenständigkeit mit Bindung an die Bischöfe und deren Jurisdiktionsvollmacht zu verbinden suchte – nicht immer ohne Spannungen.

Das Konzil wirkte in Theologie und Pastoral wie ein Befreiungsschlag. In der Pastoral, in der theologischen Bildungsarbeit und in der Produktion von Literatur setzte eine Kreativität ein, wie sie vor dem Konzil kaum vorstellbar gewesen wäre. Doch gleichzeitig kam es zu einer großen Identitätskrise der deutschen Kirche. Viele Priester legten ihr Amt nieder. Die Zölibatsdiskussion erreichte ihren Höhepunkt im Jahr 1968, als sie sich mit der Empörung über die Enzyklika „Humanae vitae“ verband und auf dem Essener Katholikentag ein breites öffentliches Forum fand.

Das deutsche Konzil

In Essen wurde am Rand des Katholikentags die Idee einer „Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“ geboren. In einer bis dahin und auch in Zukunft ungekannten paritätischen Zusammensetzung der Synode aus gewählten und berufenen Vertretern, aus Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und Laien trat diese Versammlung von 1971 bis 1975 im Würzburger Dom zusammen. Nach freimütigen Diskussionen wurden 18 Texte verabschiedet, die alle wichtigen Themen der Nachkonzilszeit vom Religionsunterricht über Laienverkündigung, Sakramentenpastoral und Jugendarbeit bis zu Arbeitnehmerfragen und Ökumene sowie zur Neuordnung der Pastoralstrukturen berücksichtigten.

Zeitgleich fand auch in der DDR eine Pastoralynode statt. Sie war aufgrund der politischen Verhältnisse aber stärker von den Bischöfen geprägt.

Ein polnischer Papst

Zu den wichtigen Ereignissen der Endphase des Konzils gehörte ein Briefwechsel zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen. 20 Jahre nach Kriegsende wollten die Gegner von damals einen Weg zueinander finden. Dass im Oktober

1978 einer der Unterzeichner des Briefes von 1965, der Krakauer Kardinal Karol Wojtyła, als Johannes Paul II. Papst werden würde, war eine große Überraschung. Für die deutsche Kirche sollte diese Wahl nicht folgenlos bleiben. Denn die Pläne für die Abtrennung der Administraturen in der DDR und ihre Erhebung zu eigenen Bistümern blieben in der Schublade. Für den polnischen Papst war die deutsche Kirche eine wichtige Klammer zwischen den politischen Blöcken.

Die Würdigung des 26jährigen Pontifikats des polnischen Papstes in seiner Bedeutung für Deutschland kann nicht absehen von der Wende der Jahre 1989/1990. Johannes Paul II. hatte alles getan, um die Freiheitsbewegungen in den Ostblockländern zu unterstützen. Sein Einsatz für die Menschenrechte, seine Besuche in Polen und in Deutschland, sein Festhalten an der Einheit der deutschen Kirche machten deutlich, dass Rom die Wende wollte und aktiv unterstützte. Es darf sicher als das größte Geschenk der vergangenen 60 Jahre bezeichnet werden, dass die politische Wende ohne Blutvergießen vor sich ging. Gleichzeitig bleibt bis heute die Aufgabe bestehen, diese Ereignisse geschichtstheologisch verantwortet zu deuten. Relativ selten wurde die Überzeugung öffentlich geäußert, dass Gott in diesen Ereignissen am Wirken gewesen sei. Hier bleibt anlässlich gegenwärtiger und zukünftiger Jubiläen für die deutsche Kirche noch ein großer Nachholbedarf.

Die Glaubenssituation

Vielleicht hängt dieser Mangel an vorsehungsgläubiger Deutung der Wende mit der Entwicklung des Glaubens zusammen. Seit den 1960ern war das katholische Milieu, das über einen Zeitraum von etwa 100 Jahren das Leben der Gläubigen „von der Wiege bis zur Bahre“ bestimmt hatte, in großem Maß erodiert und zusammengebrochen. Es war der Kirche nicht gelungen – und ist bis in die Gegenwart hinein das große Problem des deutschen Katholizismus –, auf die Massenkultur, die Auflösung familiärer, nachbarschaftlicher und wertorientierter Bindungen, das steigende Bildungsniveau und die sexualisierte öffentliche Atmosphäre eine adäquate Antwort zu geben. Die Bindung an die Kirche ging stetig zurück. Die Priester- und Ordensberufe brachen ein. Die Zahl der kirchlichen Trauungen und der Taufen wird von den Beerdigungen bei weitem übertroffen. Die deutsche Kirche ist eine schrumpfende Kirche, was ihren prozentualen Anteil an der Bevölkerung betrifft. Die stärkste Religionsgemeinschaft in Deutschland ist die katholische Kirche nur deshalb, weil die evangelische Kirche noch stärkere Rückgänge zu verzeichnen hat.

Was in der Adenauer-Ära noch funktionierte, nämlich eine Einflussnahme der Bischöfe auf die weltanschaulich relevante Gesetzgebung, wurde seit der sozialliberalen Koalition immer schwieriger. Die Auseinandersetzungen um den Abtreibungsparagraphen 218 StGB, die Ehescheidung, das Familien- und Frauenleitbild wurden von der Kirche nicht nur auf dem politischen Parkett verloren, sondern führten zu innerer Distanzierung vieler Christen von ihren Kirchen.

Dass seit der Jahrtausendwende verstärkt Bemühungen einsetzen, den Pegel des Glaubens und des religiösen Lebens wieder zu heben, darf positiv verbucht werden. „Mission“ ist ein Stichwort, das wieder in den Mund genommen werden kann. Die Geistlichen Bewegungen tragen ihren wichtigen Part dazu bei, auch in ökumenischer Zusammenarbeit. Es wird immer deutlicher, dass der Verdunstung des Glaubens nur durch eine neue Akzentsetzung auf Katechese, auf persönliche Bekehrung und eine nicht zu kurze und oberflächliche Einführung in die religiöse Lebenspraxis (Katechumenat) begegnet werden kann.

Zuhause im vereinigten Deutschland

Die Zukunft der deutschen Kirche ließ sich nach der Wiedervereinigung mit einem Blick in die neuen Bundesländer erahnen. 60 Jahre Diktatur hatten zu einem beängstigenden Rückgang der Zahl der Christen geführt. In manchen Gegenden sind nur noch Restbestände christlichen Lebens vorhanden. Die diözesanen Strukturen waren schnell angepasst; die 1978 nicht errichteten eigenständigen Bistümer entstanden nun auf dem Boden des neuen Deutschland. Doch in Ost und West erwiesen sich diese Strukturen schnell als zu groß. Seit über 20 Jahren bemühen sich die Bistümer bereits um eine Anpassung der Pfarreien und Kirchengemeinden, der Dekanate und anderen mittleren Ebenen der Diözesen an die demographischen Verschiebungen infolge der wirtschaftlichen Krisen (besonders deutlich sichtbar im Ruhrbistum Essen), an die abnehmende Zahl des seelsorglichen Personals (vor allem der Priester und Ordensleute, aber auch der Laienmitarbeiter) und an die finanziellen Möglichkeiten. Die reiche deutsche Kirche, genährt durch eine großzügig bemessene Kirchensteuer, kommt an ihre Grenzen, weil sie seit den 1960er Jahren im Gleichschritt mit der Administration auf allen politischen Ebenen ihre Verwaltung in einem Maße ausgebaut hat, dass es auf die Dauer nicht mehr zu finanzieren war. Die 1990er Jahre und das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts sind für die deutsche Kirche deshalb von einem großen Umbau der Strukturen gekennzeichnet.

Manchmal freilich besteht die Gefahr, das Eigentliche des christlichen Glaubens zu vernachlässigen. Wenn jemand darauf aufmerksam macht, reagiert die kirchliche Öffentlichkeit nervös. So geschah es, als nach dem Tod Johannes Pauls II. der deutsche Kurienkardinal Joseph Ratzinger den „Relativismus“ der Zeit anprangerte. Als er jedoch wenige Tage später zum Papst gewählt wurde, schlug die Reaktion um: „Wir sind Papst!“ – so titelte die Bild-Zeitung. Das Selbstbewusstsein der deutschen Öffentlichkeit baute sich eine Weile an demjenigen auf, der von der gleichen Presse regelmäßig als Reaktionärer gebrandmarkt worden war. Ob sich der Wind gedreht hat? Noch ist es zu früh, um darauf eine Antwort zu geben. Auf jeden Fall ist im intellektuellen Diskurs der Bundesrepublik Deutschland Religion wieder hoffähig geworden. Die beiden alten Männer Joseph Ratzinger und Jürgen Habermas sind dafür Gewährsleute.

Kirchliche Großereignisse, wie Katholiken- und Kirchentage, Weltjugendtage und Papstbesuche ziehen jedenfalls nach wie vor und verstärkt Jugendliche an. Dabei werden auch Lebensentscheidungen getroffen. Es zeigt sich aber, dass die bisherigen Strukturen der deutschen Kirche ins Wanken geraten. Welche Zukunft die traditionelle Pfarrei hat, steht in den Sternen. Genauso unsicher ist jedoch, welchen Beitrag die Bewegungen in einer so traditionsverhafteten Kirche wie der deutschen leisten können. 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland ist deshalb nicht nur Grund zur dankbaren Rückschau, sondern ebenso Anlass zu kritischen Anfragen an die Zukunftsfähigkeit der Gestalt der Kirche in unserem Land. In den Worten P. Kentenichs: Die Kirche muss zu ihrem „Herz“ zurückfinden, zum Glauben Marias, dann kann sie an der Hand der Gefährtin Christi den „Gestaltwandel“ bewältigen.

HERBERT KING

EIN NEUES GESETZ WILL ICH EUCH GEBEN
ZUM SECHZIGSTEN JAHRESTAG DER VERKÜNDIGUNG DES GRUNDGE-
SETZES DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND



Der Autor: Herbert King, Dr. theol., geb. 1939, tätig in der Theologenausbildung in der Gemeinschaft der Schönstatt-Patres in Deutschland und in Lateinamerika. Arbeitsschwerpunkt Kantenich-Forschung. Der folgende, sehr persönlich gehaltene Artikel ist aus langjähriger Beschäftigung mit der Seelenlage seines Heimatlandes entstanden.

Am 23. Mai 1949 wurde das Grundgesetz für den neu zu gründenden Staat "Bundesrepublik Deutschland" verkündet. Bei der Wiedervereinigung 1989-1991 wurde es selbstverständlich auch von den Repräsentanten der Bürger der ehemaligen DDR übernommen. Und es wurde dann auch ihr Grundgesetz, was es von Anfang an ja sein wollte, aber lange nicht durfte. Das Grundgesetz aller, die in den Grenzen der heutigen Bundesrepublik Deutschland leben, der Deutschen wie der Angehörigen anderer Völker, die bei uns leben, arbeiten, lieben und hoffen. Und wir hoffen, dass die Grenzen für die nächsten Jahrhunderte stabil bleiben und wir in dem Haus Bundesrepublik Deutschland als unserem Haus in Frieden leben dürfen. In vielen Gedenkveranstaltungen und Gottesdiensten wird in diesem Jahr der sechzigsten Wiederkehr dieses bedeutenden Tages gedacht.

Grundgesetz eines neuen Menschen

Die wichtigsten Aussagen dieses neuen Gesetzes beziehen sich auf die Grundrechte des Menschen, auf die Unantastbarkeit seiner Würde.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Das deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt. Die nachfolgenden

Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht“ (Artikel 1).

Der erste Artikel des Grundgesetzes formuliert damit gleichsam das Thema des Ganzen. Alles wird sich an diesem ersten Satz zu messen haben. Er kann weder verändert noch abgeschafft werden, auch wenn deswegen Schwierigkeiten entstehen, und es manchmal naheliegender sein sollte, ihn der Staatsräson oder eventuell auch der Sicherheit zu opfern. Nicht immer ist es leicht, dies richtig einzuschätzen. Nur entsprechende Gesetze können in schwerwiegenden Fällen diese Grundrechte beschneiden. Dabei steht die Voreinstellung auf der Seite der Grundrechte und nicht auf der Seite ihrer möglichen Beschneidung. Die Notwendigkeit der Einschränkung muss nachgewiesen werden, nicht ihre Gültigkeit.

In neunzehn Artikeln werden die Grundrechte ausgefaltet: freie Entfaltung der Persönlichkeit, Recht auf Leben, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichberechtigung von Mann und Frau, Glaubens-, Gewissens- und Bekenntnisfreiheit, Meinungsfreiheit, freie Berufswahl, Recht auf Eigentum, Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis, Unverletzlichkeit der Wohnung usw. Alle diese Rechte sind nicht allgemeine Absichtserklärungen, sondern unmittelbar geltendes Recht.

Wenn ich diese Artikel in einer besinnlichen Stunde wieder einmal lese, dann stellt sich schnell eine Art Ergriffenheit ein. Und man kann nur hoffen, dass wir ein solches Gesetz nie vergessen oder leichtsinnig aufs Spiel setzen. Im Zentrum steht der Mensch, seine Würde, seine Rechte. Auch der ganz einfache Mensch, der arme, der kranke hat diese und soll bei ihrer Durchsetzung auf die Hilfe der staatlichen Gemeinschaft hoffen können.

Das ist im Vergleich zur Weltanschauung und Praxis des eben zugrunde gegangenen Nazismus ein ganz und gar neuer Akzent. Dieser hat die Rechte und die Würde des einzelnen in einer bis dahin und auch heute noch unvorstellbarer und unglaublicher Weise zertreten. In unzähligen Fällen sind sie freiwillig, allzu freiwillig zum Opfer gebracht worden. Und Deutschland ist durch Gehorsam, nicht durch Freiheit zu Grunde gegangen. Es ist aber auch auf dem Hintergrund der Geschichte überhaupt ein neuer Akzent. Nur allmählich und mit vielen Rückschlägen hat die Menschheit Sensibilität für die Würde und Rechte *jedes* Menschen entwickelt. Stets war dies Privileg nur einzelner. Auch beim Blick auf die Mehrzahl der anderen Länder und Staaten dürfen wir sagen, dass wir uns in einer sehr privilegierten Situation befinden. Was im Grundgesetz ausgesprochen und angeordnet ist, das will im alltäglichen Leben als Ethos von uns allen verwirklicht werden.

Joseph Kantenich hat gleich zu Beginn seines Wirkens (1912) die Notwendigkeit der Formung eines neuen Menschen proklamiert, der „frei und stark“ ist, „selbstständig und selbsttätig“. „Wir sind uns unserer Würde bewusst“, lässt er seine Schüler in der „Vorgründungsurkunde“ (1912) sagen. Dieser Vortrag gehört zum Grundgesetz seiner Bewegung. Das Grundgesetz unseres Staates und das Grundgesetz dieser Bewegung atmen also den gleichen Geist.

Eine neue Gemeinschaft und Gesellschaft

Der Mensch und seine Würde sind die „Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt“ (Artikel 1). Das neue Gesetz ist auch ein Recht der Gemeinschaft und für diese. Nur wenn der einzelne seine Rechte, seine Selbstentfaltung und seine Würde begrenzt weiß durch die Rechte, die Würde und die Selbstentfaltung des Mitmenschen und er diese Begrenzung anerkennt, kann es zu einem menschenwürdigen Leben aller kommen. Sonst ist das Recht des einen das Unrecht des anderen, die Würde des einen die Unwürde des anderen.

Dies wird durch das Gesetz zwar verboten. Aber ein Land, das nur davon leben würde, dass der Wortlaut des Gesetzes erfüllt wird, ist dann doch wieder ein Unrechtsland. Auch wenn die Gesetze noch so gut sind. Es siegt dann doch der Starke und der Skrupellose. Dieser kann es fertig bringen, auch noch im Unrecht das Gesetz auf seiner Seite zu haben, weil er es an der wahren Absicht des Gesetzes vorbei für sich auszunutzen versteht.

Auch an dieser Stelle geht es um die Umwandlung des Grundgesetzes in ein persönliches Ethos. Das Grundgesetz will als ein neues Gesetz in das Herz aller geschrieben werden. Der neue Staat will ja Gemeinschaft gerade nicht in erster Linie durch Zwang schaffen und erreichen, sondern durch die Einsicht und freie Tat des einzelnen. Jeder soll nicht nur die Rechte des Mitmenschen anerkennen, sondern darüber hinaus sich verantwortlich wissen für das Gemeinwesen und das Gemeinwohl. Der neue Mensch will und soll gleichzeitig in einer neuen Gemeinschaft stehen. Dies soll ihn ebenso charakterisieren wie sein Selbstbewusstsein und seine persönliche Würde.

Das bezieht sich auf das vielfältige Beziehungsnetz der Gesellschaft, bestehend aus Ehen, Familien, Freundeskreisen, sportliche Gemeinschaften, Berufswelt, Wirtschaft, Schule, bewusstseins- und meinungsbildende Bewegungen und Organisationen, Interessenvertretungen, Bürgerinitiativen, kulturelles, intellektuelles Leben, religiöse Bewegungen, aktives und passives kirchliches Leben... Und es bezieht sich auf den direkt staatlichen Bereich (Partei, Gemeinde, Kreis, Land, Bund, internationaler Bereich). Hier ist ein Ethos der Mitbeteiligung, der Verantwortung, der Gerechtigkeit und ein hoher und stark entwickelter Sinn für das Wohl der Mitmenschen von erst-rangiger Bedeutung. Wir dürfen stolz sein auf die ungewöhnliche Vielfalt von Gemeinschaftszusammenschlüssen in unserem Land, auf das ehrenamtliche Engagement eines so großen Teils unserer Bevölkerung und auf die aktive Mitwirkung so vieler Mitbürger und Mitbürgerinnen in vielfältigsten Gremien und Initiativen.

Der neue Staat ist eine Demokratie. Diese bedeutet nicht nur Schutz der Rechte des einzelnen, sondern ebenso Verantwortung und Mitbeteiligung. Und Demokratie ist nicht nur eine Staatsform. Sie ist als Gemeinschaftsform in allen soziologischen Gebilden von Bedeutung. Im Laufe der Geschichte unserer Bundesrepublik ist dies immer deutlicher geworden. Man hat immer mehr Demokratie gewagt.

Das rechte Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft ist nie ganz einfach zu definieren. In jedem sollte aber die stets wirkende Frage nach diesem Verhältnis wie ein schöpferisches Prinzip das Denken und Handeln bestimmen und ein auf die Ge-

meinschaft hin geöffnetes Ethos dauernd neu hervorbringen. Und jeder muss sich gerade an dieser Stelle fragen, inwieweit das Verhältnis von Selbstverwirklichung, bzw. Selbstdarstellung eines einzelnen oder einer Gruppierung auf der einen Seite und der Dienst bzw. die mitgestaltende Verantwortung am Gemeinwesen auf der anderen Seite in Ordnung ist.

Ein Gesetz der Freiheit

Das Grundgesetz und die daraus gestaltete Bundesrepublik wird mit Recht als das freiheitlichste Gebilde in der Geschichte Deutschlands gerühmt. Ähnliches dürfen die westlichen Gesellschaften insgesamt in Bezug auf ihre jeweilige Geschichte von sich sagen.

Man fühlt sich an den Leitsatz Joseph Kantenichs erinnert, der für die Organisation von Gemeinwesen und Gemeinschaften das Prinzip aufgestellt hat: Freiheit soviel als möglich, Bindung gesetzlicher Art so wenig als möglich. Dann aber beifügt: „Geistpflege soviel als möglich“.

Das Wort „Geistpflege“ will besagen, dass es auf die „Pflege“ und Formung des „Geistes“, des inneren Geistes, der Geistigkeit, ankommt. Und nicht so sehr auf Gesetze und Anordnungen. Im Sinn heutiger Sprechweise können wir von „Bewusstseinsbildung“ oder „Motivationsarbeit“ sprechen. Nicht die Gesetze schaffen das Gemeinwesen, sondern der Geist, der sie beseelt.

Eine solche „geistpflegerische“ Aufgabe haben zunächst die Natur-Familien zu leisten. Dann die Schulen, der Journalismus, das Fernsehen, der Rundfunk, die Parteien, die Interessenverbände, die Strömungen und Bewegungen, die die Gesellschaft durchziehen, und nicht zuletzt die Kirchen.

Jeder trägt das Seinige zum „Geist“ des Ganzen bei. Die Gestaltung des „Geistes“ in einem so freiheitlichen Gemeinwesen wie dem unsrigen ist überhaupt die wichtigste und sensibelste Aufgabe. Sie setzt größtes Verantwortungsbewusstsein voraus. Auf das Ganze gesehen hängen der Bestand und die gesunde Entwicklung unseres Gemeinwesens ganz und gar an *dieser* Frage.

So hat der Journalismus vieles beigetragen zur Aufarbeitung unserer jüngsten Vergangenheit. Die ökologische Strömung und Bewegung zur Bewusstseinsbildung auf dem Gebiet der Umwelt. Der Feminismus auf dem Gebiet des Selbstverständnisses und der Gleichwertigkeit der Frau. Die Kirchen auf dem Gebiet von Glaube und Ethik (z. B. Abtreibung) usw.

Überhaupt scheint in einer freiheitlichen und pluralistischen Welt auf dem Gebiet der Bewusstseinsbildung die wichtigste gesellschaftliche Aufgabe der Kirche zu liegen. Die frühere Selbstauffassung der Kirche als einer „vollkommenen, in sich abgeschlossenen Gesellschaft“ will durch ein neues Selbstbild der Kirche immer mehr abgelöst werden. Dieses neue Bild, das seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil grundsätzlich formuliert ist, sieht die Kirche mehr als beseelenden Teil, als Bewegung und Bewegung erzeugende Kraft in der Gesellschaft. Dieses Bild ist aber in der konkreten Mentalität und Praxis der Kirche von heute wohl noch nicht endgültig eingeholt. Ein

Stück weit fällt der Beitrag der Kirche noch zu sehr aus, nicht nur der schwierigen Glaubenslage wegen. Sie muss in noch größerer Beweglichkeit die entsprechenden Strömungen und Bewusstseins- (und Unbewusstseins)lagen der Gesellschaft „aufnehmen“ (im Sinn der Bedeutung, die dieses Wort bei den Kirchenvätern hat) und muss diese „durchsittlichen“, durchseelen, vor allem religiös durchseelen und einbinden.

Dies gilt insgesamt für das schwer zu definierende neue Lebensgefühl, das ab den siebziger Jahren sich etabliert hat. Ebenso für viele klar benennbaren Strömungen. Wenn ich hier von Kirche spreche, ist klar, dass es nicht in erster Linie oder gar allein die Hierarchie sein kann. Ich denke an die vielen lebendigen Kräfte wie theologische Fakultäten, Bewegungen und Vereine, Religionslehrer, Priester, theologisch gebildete Laien, Pastoralträger im allgemeinen, Publikationen, Fernsehsendungen, Kulturschaffende, das ganze intellektuelle Potential, das speziell die Kirche der Bundesrepublik aufzuweisen hat. Ich denke an die vielen Engagierten und Mitdenkenden. Letztlich an das Gottesvolk als Ganzes, wie es sich vor allem in den beiden Kirchen artikuliert und darstellt. Ich denke aber auch an den Beitrag anderer religiöser Gemeinschaften, wie den Muslimen. Entgegen dem, was oft zu sehr in Erscheinung tritt, trägt die Mehrzahl von ihnen konstruktiv zum Geist unserer Republik Beachtliches bei.

Vieles Gute wird von den „Geisträgern“ in unserem Land bewirkt. Oft sind sie aber auch die „Pfleger“ des Ungeistes. Gerade das geistige Leben (im engen wie im weiten Sinn des Wortes) ist heute in einer großen krisenreichen Übergangs- und Suchzeit. Sicher nicht nur in unserem Land. Aber auch hier muss gesehen werden, dass in der großen Übergangszeit, in der wir stehen, Lösungen und „richtige“ Sichtweisen nicht immer gleich gefunden werden, und dass Neues entstehen muss und überall auch entsteht. Das geht nicht ohne viel Experimentieren. Dass dabei auch „Ausschuss“ abfällt, ist selbstverständlich. Wer will aber immer genau wissen, was dazu zu rechnen ist? Wer kann so genau sagen, was triebkräftiges Samenkorn von Neuem ist und was sozusagen Unkraut? Es fehlen einfach zu sehr die großen und anerkannten Autoritäten (persönlicher wie gemeinschaftlicher Art), die mit einer gewissen Sicherheit sagen könnten, wohin es gehen soll.

Auch die Kirche muss neu die heutige Kultur erst noch annehmen und vom Geist Christi her durchdringen, bzw. den Geist Christi, der in dieser ist, erkennen und formulieren. So ist es nicht immer ganz leicht zu wissen, was Geist und was Ungeist ist, wo der eine beginnt und der andere endet. Man soll beides wachsen lassen bis zur Ernte lesen wir im Evangelium als Wort Jesu.

Unser Staat ist den Fragen der „Geistpflege“ gegenüber weitgehend neutral. Es ist eine gute Selbstbescheidung. Ein Weltanschauungsstaat ist schnell totalitär. Unser Staat gibt damit den freien Kräften in der Gesellschaft einen großen Spielraum und guten Rahmen.

Das ist gerade für die Kirche eine Chance- wenn sie nicht einem alten Schema nachtrauert, nach dem der Staat ihre Aufgabe wesentlich mit übernimmt, unterstützt und durch Gesetze sichert. Ob die Kirche in unserem freien Staat und unserer freien Gesellschaft nicht noch zu größerer Freiheit heranreifen müsste, um ganz authentisch ihre „geistpflegerische“ Aufgabe in dieser zu erfüllen? Mehr auf den Geist setzen als

auf gesetzliche und sonstige Sicherungen. Jedenfalls sollte man nicht vom Staat erwarten, was man als Kirche auf den ureigensten Gebieten bei den eigenen Anhängern nicht hibekommt.

Überhaupt sollte der Versuchung, durch Zwang Geistiges und Ethisches zu erreichen, möglichst entgegengewirkt werden. Auch ist es nicht gut, wenn in allem gleich nach einem neuen Gesetz, bzw. nach Verschärfung der bestehenden Gesetze und Strafen und nach mehr Kontrolle gerufen wird. Oder wenn Fragen des mitmenschlichen Zusammenlebens zu schnell vor die Gerichte getragen werden.

„Freiheit so viel als möglich“ ist eine Verpflichtung für uns alle. Ein freies Gemeinwesen setzt Bürger voraus, die Freude an der Freiheit haben, an der eigenen wie an der ihrer Mitmenschen. Die aber auch wissen, dass es Mindestregelungen gesetzlicher Art geben muss, aber nicht mehr. Die schließlich überzeugt sind, dass alles auf den Geist, das Ethos, die Gesinnung, das Bewusstsein ankommt und die an diesem arbeiten *privat und öffentlich*.

Das Wahre und Gute, das man mit Zwang durchsetzen will, hat es im heutigen Denken und Empfinden, Gott sei Dank, von vorneherein schwer. Es heißt, auf die Kräfte des Geistes (und der Seele) zu setzen. Durch brüderliche und schwesterliche Liebe zeigen, was wahr und falsch ist, was beständig und unbeständig ist. Das ist speziell der Weg, der der Kirche von Jesus vorgezeichnet ist. Das ist aber auch der Weg, den heute so viele Menschen gehen. Diesen Weg verstehen sie. Umso größer ist die Enttäuschung, wenn sie ihn gerade bei kirchlich Engagierten dann nicht antreffen.

„Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott“

So heißt es noch vor der Bezugnahme auf den Menschen im allerersten Satz der Präambel des Grundgesetzes. Das Grundgesetz ist nach dem Willen und dem Denken seiner Verfasser in Gott verankert. So ist auch der biblische Anklang der Überschrift dieses Artikels gemeint: Ein neues Gesetz gebe ich euch. Die Verfasser des Grundgesetzes sahen sich vor Gott gestellt, wollten seinen Willen interpretieren und als Gesetz dem werdenden Staat auf den Weg geben. Und wenn es um den Gottesbezug für eine künftige „europäische Verfassung“ soviel Gerangel gab, so ist dies einzig wegen des Vetos Frankreichs.

Nach biblischem Denken sind die Gesetze des Staates, nicht nur menschliche Gesetze, sondern auch Gesetze Gottes. Ich betone dies besonders, weil uns dieses Denken heute fast ganz abhanden gekommen ist. Wir haben das Göttliche zu einseitig verkirchlicht. Eventuell gehört es noch zum Bereich der Natur und der Ethik. Aber andere Gebiete sind zu sehr autonom geworden und haben mit Gott nichts zu tun. Die Väter (und einige Mütter) des Grundgesetzes haben anders gedacht. Wir können einen Vergleich mit den Ordensgründern anstellen. Diese fassen die von ihnen geschriebenen Konstitutionen als einen religiösen Vorgang auf.

Natürlich heißt dies nicht, dass eine unmittelbare Inspiration durch Gott vorliegt. Das menschliche Denken und Wollen hat seine eigene Würde, die Gott anerkennt und schätzt. Auch seine eigene Unwürde. Und doch ist Gott dabei. Er hilft dem Menschen,

erleuchtet ihn, zeigt ihm seine Wege. Dies können wir umso mehr so auffassen, als wir wissen, dass ein sehr bedeutender Teil der Verfasser des Grundgesetzes nicht nur an Gott glaubte, sondern auch betete, speziell betete um das Gelingen des neuen Gesetzes. In diesem Sinne dürfen wir ganz in der Linie des biblischen Denkens das Grundgesetz als ein Gesetz auffassen, das *einen Bund zwischen Gott und unserem Land* begründet und ausdrückt. Hier müsste jetzt eine ausführliche Theologie des Gesetzes entwickelt werden. Es geht dabei um eine Theologie der Geschichte, die den ganzen Menschen im Zusammenhang mit Gott sieht, nicht nur seine spezifisch religiösen Aspekte. Das ist natürlich nicht Aufgabe dieses Artikels.

Der Ausgangspunkt 1945

Deutschland schien 1945 ein verfluchtes Land ohne Zukunft zu sein. Ob es noch einmal gut würde? Es war in Besatzungszonen aufgeteilt, in denen die Sieger sich entsprechend nach Gutdünken benehmen und auch rächen konnten und durften. Vieles wurde weggeschafft, geplündert, wertvolle Patente geraubt. Nie gab es einen so großen Auszug von intellektuellem Potential. Fast alle Großstädte lagen in Trümmer, vor allem die traditionsreichen Innenstädte und Dome. Die Deutschen hungerten und froren. Dann das zum Teil äußerst schlimme Los der Kriegsgefangenen. Die aus ihrer Heimat Geflohenen und gewaltsam Vertriebenen. Sie durften sich noch nicht einmal beklagen. Große Gebiete wurden abgetrennt und von Deutschen „gesäubert“. Dann die mehr und mehr sich abzeichnende Trennung in West und Ost. Die wachsende Bedrohung durch die Sowjet-Union und die atomare Hochrüstung. Die in Deutschland gelagerten Atomsprengköpfe waren geeignet, das Land und ganz Europa zu einer über Jahrhunderten nie mehr bewohnbaren atomaren Wüste zu machen. Das Recht sie zu zünden hatten (vielleicht Gott sei Dank) andere.

Dazu die wachsende Erkenntnis, dass es *aus eigener Schuld* geschah. Wie war so etwas möglich? Wie kam es, dass ein Volk soviel Schuld auf sich laden konnte. Eine wohl nie dagewesene Schuld, an den Juden, den slawischen Völkern und vielen anderen, wo immer man hinsieht. Das bedeutet nicht, dass nicht auch andere Völker ihrerseits schuldig, sehr schuldig wurden, auch an Deutschen. Und doch. Das richtig zu deuten. Die Schuld an den Polen. Viele wurden einfach auf offener Straße niedergeschossen oder zur Zwangsarbeit oder ins KZ nach Deutschland verschleppt. Dann die Gräueltaten an den Russen. Die jahrelange Belagerung von Leningrad bedeutete den Hungertod von ungefähr einer Million Menschen. Und nicht nur die Deutschen haben in Stalingrad schlimm gelitten. Noch viel schlimmer und in dreimal größerer Zahl verhungerten, erfroren und wurden Russen in und bei Stalingrad niedergeschossen. Und insgesamt verhungerten und erfroren einige hundert tausend von russischen Kriegsgefangenen auf Grund eines Beschlusses des Generalstabs der Wehrmacht (nicht der SS) in deutschen Kriegsgefangenenlagern, vor allem der ersten Zeit nach dem Überfall auf Russland. Viele Zehntausend Russendörfer wurden, vor allem auf dem Rückzug, niedergebrannt (Taktik der verbrannten Erde). Brennend und mordend

sind unsere Truppen durch Europa regelrecht gerast. Auch in Südeuropa (z.B. in Griechenland, den Balkanländern, in Italien) gibt es Erinnerungen an Kriegsgräuel. Dabei ist noch nichts gesagt über die systematische Entrechtung, Verfolgung und dann Ermordung von Millionen Juden.

Da konnte es kein Verzeihen mehr geben. Vergessen sowieso nicht. Da konnte es nur noch Gnade geben. Und die gab es.

Die gab es, weil es Bekenntnis, Buße und Reue gab. Auch dies hat natürlich seine Geschichte, war und ist nicht in jeder Hinsicht bei allen gleichermaßen entwickelt. Es war ja auch nicht leicht, die Gefühle sozusagen entsprechend zu sortieren. Wenn man bedenkt, wie schwer es jedem Volk fällt, Negativem und den Untaten ihrer ferneren oder jüngeren Geschichte ins Auge zu sehen und wie wenig man ein solches Thema berühren darf, dann kann man verstehen, dass es den Deutschen nicht völlig leicht fiel, dies ihrer Geschichte gegenüber zu tun. Es kommt dazu, dass auch an ihnen schlimme Gräuel begangen wurden.

Sind wir besiegt oder befreit? Werden wir zu Recht auch bestraft? Umerzogen? Da gibt es Wegemarken. Schon früh die Erklärung der Heimatvertriebenen, dass sie auf keinen Fall mit Gewalt ihre leidvoll verlorene Heimat wieder haben wollten. Dann die Wirkung der Auschwitz-Prozesse auf das öffentliche Bewusstsein. Die weltweit beachtete Rede des Bundespräsidenten von Weizsäcker zum 8. Mai 1985. Und der noch mehr beachtete Kniefall des Bundeskanzlers Brandt in Warschau. Ich konnte später diese Stelle in Begleitung von zwei jungen Polen besuchen und habe mich sehr bewusst in diesen Gestus eingeschlossen. Und insgesamt ein Versuch einer Vergangenheitsbewältigung, wie dies noch in keinem Volk stattfand. Völlig stimmig ist, dass in der nationalen Gedenkstätte an die Opfer der Gewalt in Berlin als einziges Bild eine Plastik steht, die eine Mutter und ihren sich an sie anschmiegenden toten Sohn zeigt. Durch die gleichzeitige Assoziation der Plastik mit Maria und ihrem gewaltsam getöteten Sohn wird das Leid der Mütter in den Raum des erlösenden Tuns Jesu hineingenommen. Ein Hinweis auf die Gnade in den Gräueln und durch die Gräuel hindurch.

Neuerwählung

Es gab Gnade, Gnade vor Recht. „Deus sanabilis fecit nationes orbis terrarum“ (Gott machte die Nationen des Erdkreises heilbar), lesen wir in der lateinischen Übersetzung des Buches der Weisheit. Dieses Wort inspiriert mich seit Jahrzehnten. Ich glaube an die Heilbarkeit auch meiner Nation. Und es gab und gibt in allem eine geheimnisvolle Pädagogik Gottes. Gott selbst erzieht ein neues Volk. Besser als die reeducation-Maßnahmen der Alliierten.

War eine solche Demütigung „nötig“, eine solche „Selbst-Schändung“ des deutschen Namens, damit aus den Deutschen etwas Gutes wird? Wer will das wissen. Nicht ohne weiteres wird aus dergleichen etwas Gutes. Jedenfalls sollte sie genützt werden. Deutschland musste herab vom hohen Ross und von seinem Stolz, wozu es immer wieder neigt und verführt wird. Dies wegen seiner hohen Begabung, Tatkraft

und seinem Streben hin zum Größten, Besten, Ersten, hin zur Weltspitze und die damit verbundene Verachtung der anderen. Und dies hatte groteske Ausmaße angenommen. Es sollte zu einem Volk werden, das seine Reichtümer selbstlos anderen zukommen lässt ohne Ansprüche auf Beherrschung und Ausbeutung.

Wenn ich einige Stationen dieses pädagogischen Prozesses nennen darf. Zunächst darf der sehr leidvolle Eiserne Vorhang genannt werden, der die Deutschen ein Stück weit davon verschonte, dem ganzen Ausmaß der Gräueltaten auf einmal ins Auge schauen zu müssen. Ebenso will ich nennen die Notwendigkeit, sich und West-Europa verteidigen zu müssen und so schnell auch zum Partner der westlichen Alliierten zu werden.

Dann natürlich die Erfolgsgeschichte unserer Wirtschaft. Das Land war einfach nicht tot zu kriegen. Sicher auch mit Hilfe des Marshallplans. Doch während dieser, wie auch anderen Völkern, bezahlt wurde, wurden in Ost und West, Nord und Süd noch kräftig wichtige Industrieanlagen und vieles mehr demontiert und in die jeweiligen Länder abtransportiert. Dann der unglaublich rasche Wiederaufbau, die Währungsreform und die Bedeutung der DM. Ebenso die soziale Leistung des Lastenausgleichs. Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen in Ost und West. Und immer neuer Flüchtlingsströme aus der DDR - bis heute.

Tröstend und helfend war die schon bald einsetzende private Hilfe aus den westlichen Ländern. Dann die Weltmeisterschaft 1954. Allgemein genannt das „Wunder von Bern“. In immer neuen Wellen freut sich die Nation bis heute an diesem Ereignis. Eine wichtige Wegemarke hinein in die internationale Gemeinschaft war auch der Eucharistische Weltkongress 1959 in München, zu dem aus allen Weltregionen Menschen kamen und dem kirchlichen Deutschland, auf dem Höhepunkt der liturgischen Bewegung, seine Reverenz erwiesen. Dann das Zweite Vatikanische Konzil, auf dem die deutschen Bischöfe und vor allem Theologen eine Schlüsselstellung einnehmen durften. Viel, sehr viel, haben zum Ansehen Deutschlands in aller Welt die Hilfswerke Misereor und Adveniat beigetragen. Nicht zuletzt wegen ihres dienenden und ehrfürchtigen Umgangsstils mit den Vertretern der verschiedenen Nationen. Gott war seinem Deutschland treu geblieben, wollte es wieder aufrichten und für eine neue „Sendung“ bereiten.

Dies ist für mich auch an der politischen Entwicklung sichtbar geworden. Bei Jesaja 3,4 lesen wir: Wenn Gott ein Volk strafen will, dann schickt er ihm schlechte Regenten. Das ist allerdings in der Geschichte insgesamt unendlich oft geschehen, gerade auch in unserem Land. Wenn wir die „Regenten“ der Geschichte der Bundesrepublik uns ansehen, dann dürfen wir dankbar sein. Wir haben eines der am besten funktionierenden Gemeinwesen auf dieser Erde. Das ist sicher nicht am Stammtisch und ohne die (allzu oft und gedankenlos) beschimpften Politiker entstanden. Auch dürfen wir sagen: Immer war zur rechten Zeit auch die richtige Partei in der Verantwortung. Gleich am Anfang die CDU/FDP mit Adenauer. Das von ihr Geleistete (Westbindung, soziale Marktwirtschaft, Europäische Union) hätte zu dieser Zeit die SPD nicht leisten können oder wollen. Das dann von Brandt/Schmidt mit den Ost-Verträgen Geleistete hätte die CDU wiederum nicht geschafft oder gewollt. Schließlich dann wieder die

Wiedervereinigung durch die Regierung Kohl (CDU/FDP). Das hätte die SPD so nicht geschafft, trotz Brandt.

Interessant auch die Entwicklung der geistigen „Grundierung“ unserer Republik, Ergebnis der entsprechenden „Geistpflege“. Immer wieder gab es geistige Strömungen und Bewegungen, die das Bewusstsein und Lebensgefühl bleibend geprägt haben. Hier kann ich folgende Stichworte nennen:

Ökonomisch. Die Wirtschaft muss stimmen und hat Gott sei dank auch mehr und mehr „gestimmt“.

Sozial. Da ist vor allem die christlich-katholische Soziallehre wichtig geworden, damit die Marktwirtschaft „sozial“ wäre.

Ökologisch. Das ökologische Denken mit all seinen Verzweigungen in die verschiedensten Lebensbereiche hinein (Gesundheit, Essen, Wohnen...) hat mehr und mehr unser Land geprägt.

Demokratisch. Nicht nur die Staatsform sollte demokratisch sein. Mehr und mehr prägte Demokratie auch die Verhaltensweise im Alltag. Ebenso das Autoritätsverständnis.

Friede. Wichtig wurden die Ideale der Friedensbewegung mit ihren Vorstellungen von einem „friedlichen“, mitmenschlichen, herrschaftsfreien, zutiefst demokratischen, partnerschaftlichen und autoritätsfreien Zusammenleben. Dieses setzt mehr auf Konsensbildung als auf autoritäre Entscheidungen und Gehorsam. Wichtig und prägend aber auch ihre politischen Friedensideale in der Zeit des Nachrüstungsbeschlusses der NATO. Wir wollen heute auch nicht vergessen, dass ohne ihre Wirksamkeit das DDR-System wohl nicht so einfach zusammengebrochen wäre.

Und auch hier wieder die *Bedeutung der Kirchen*. Die „sanfte“ Revolution in der ehemaligen DDR begann im Innenraum von Kirchen, auch ihrem geistigen Innenraum, dem Gebet. Reden wir, bitte, die Bedeutung der Kirchen nicht unnötigerweise klein.

Dann die Ideale des *Feminismus* mit seiner Bewertung des authentischen Selbstseins der Frau („aus ureigensten Quellen Frau sein“) und des entsprechenden Verhaltens des Mannes.

Mehr und mehr etabliert sich in den letzten Jahren ein neues Stichwort: *seelisch-spirituell* will ich es nennen. Auch „mystisch“. Ebenso „religiös“. Die Kirchen haben immer noch zu wenig davon. Immer noch ist ihre Wellenlänge zu einseitig kognitiv-geistig-religiös, katechetisch und zu einseitig ethisch. Man braucht sich nicht zu wundern.

Insgesamt ist *ein neuer Nationalcharakter* entstanden. Den Deutschen ist heute eine größere „Leichtigkeit des Seins“ eigen. Sie sind umgänglicher, freundlicher, freudiger geworden. Als vor einigen Jahren, noch vor der Wiedervereinigung Christo den Reichstag in Berlin verhüllte, wurde dies von der internationalen Presse sehr stark beachtet. Sehr fiel ihnen auf, wie festlich, beschwingt die Berliner und ihre Gäste dieses Ereignis über Wochen feierten. Als sozusagen kurz vor Torschluss in Bonn ein neues Parlamentsgebäude gebaut wurde, wurde dieses zu einem echten Symbol des neuen, beschwingten, leichten, offenen Geistes. Der Berliner Reichstag dagegen hat mehr Monumentales, Schweres, Ernstes, wie es in dem Gebäude vorgegeben war. Doch

hat er es verbunden mit den neuen Elementen des Leichten, nicht zuletzt durch seine Kuppel.

Gott hatte sein Volk nicht verlassen. Gott hat es neu angenommen, neu ja zu ihm gesagt. Das Grundgesetz ist Unterpfand dafür. Unser Land ist darauf eingegangen, hat dieses Gesetz anerkannt, es bewahrt und danach gelebt- bis heute.

„Und fangen auf der Mauer befreit zu tanzen an“

So singt es ein Lied, Bezug nehmend auf den 9. November 1989, Tag, an dem die Mauer fiel. Es kam wie aus heiterem Himmel. Das Wunder von Berlin, wie es selbstverständlich genannt wird. Noch immer ist nicht völlig geklärt, wie es eigentlich dazu kam. Durch ein Versehen, eine eigenartige Inaktivität aller in Berlin und in Moskau, die rechtzeitig anders hätten handeln können, ja müssen. Es schien, als ob Gott selbst, höchstpersönlich, sie alle gelähmt hätte. „Wahnsinn“ und immer wieder „Wahnsinn“ war das Wort jener Nacht und Tage. Man tanzte buchstäblich auf der Mauer. Man brauchte allerdings technisches Gerät, um aus ihr ein noch so kleines Teilchen auszubringen. Sie sollte ja auch noch hundert Jahre und länger bestehen. Eine große Verbrüderung aller mit allen fand statt. Innerhalb von wenigen Stunden erreichten noch in der Nacht mehr als 200 000 Trabis und Wartburgs den Westteil der Stadt und fuhren da ihre Ehrenrunde. Das ging auch an den nächsten Tagen so weiter. Es war alles so unreal, eben ein Wunder. Es ereignete sich tatsächlich, was ein Lied besingt: „Mauern werden weich und fließen“.

Ich habe alles in besonderer Weise miterlebt. Die Nacht des Mauerfalls hatte ich allerdings „verpennt“, was mir bis heute ein wenig leid tut. Am Tag nach dem Mauerfall reiste ich nach Polen. Bei meiner Ankunft saßen die Studenten, denen ich Vorlesungen zu halten hatte, gerade vor dem Fernseher und sahen gemeinsam den Gottesdienst in Kreisau an, den der westdeutsche Bundeskanzler mit dem polnischen Ministerpräsidenten als wichtigen Vorgang auf dem Weg der Verständigung zwischen den beiden Völkern gemeinsam feierten. Alles, was nachher kam, sah ich, nicht ganz unbefangen, im polnischen Fernsehen mit Hilfe der Übersetzung polnischer Studenten. Und irgendwie auch durch ihre Brille.

Vorausgegangen waren die Bemühungen der Solidarnosc in Polen, die starke Wirkung Papst Johannes Pauls II., die Ausreisebemühungen vieler DDR-Bürger, das Tauwetter unter Gorbatschow mit den beiden „magischen“ Worten Glasnost und Perestrojka. Die Feier des 40jährigen DDR-Jubiläums, das zum Abgesang der DDR wurde. Die Öffnung des Grenzzauns zwischen Ungarn und Österreich. Es ging ja insgesamt um die Niederlegung des Eisernen Vorhangs, nicht nur um die Mauer in Berlin. Das Herausholen der in die bundesdeutsche Botschaft in Prag Geflüchteten und die dortige Rede Genschers. Bei der Ankunft auf bundesdeutschem Gebiet, in Hof, wurden sie von der Musikkapelle mit dem Choral empfangen: „Nun danket alle Gott“.

Und dann geht alles äußerst schnell. Es war jetzt einfach an der Zeit. Zu nennen ist das Zehn-Punkte-Programm Kohls vom 28. November 1989, in dem er die Wiedervereinigung als einen der Punkte nennt. Der gemeinsame Auftritt von Modrow und Kohl in

Dresden. Auch dort wieder auf Wunsch Kohls das „Nun danket alle Gott“. Der gemeinsame Gang von Modrow und Kohl durch das Brandenburger-Tor, am 22. Dezember, zwei Tage vor Weihnachten. Die Begegnung Kohl-Gorbatschow im Kaukasus (Gegend schlimmster Kriegsgräuel im Zweiten Weltkrieg), die Zwei-plus-vier-Verhandlungen. Und die Feier der Wiedervereinigung um Mitternacht vom 2. zum 3. Oktober vor dem „Reichstag“. Ich konnte dabei sein. Da ich kein Quartier hatte, auch keines zu finden war, bin ich die ganze Nacht durch Berlin gegangen, zuerst bis zum Alexanderplatz inmitten einer großen Menge und habe sehr intensiv gefühlt: Wir sind das Volk. Ich gehöre dazu. Von dort zurück bis zum Bahnhof Zoologischer Garten. Dort saß ich unter lauter Jugendlichen auf der Treppe, bis morgens um 6. Uhr das Restaurant öffnete. Aber die anderen waren schneller als ich, so dass ich keinen Platz mehr fand. Ich bin dann zum Bahnhof Lichterfelde, wo ich meinen Koffer im Schließfach hatte und habe gefrühstückt, bedient von fünf Leuten. Alle waren wir fröhlich und fühlten, dass wir zusammengehören.

Ich hatte die Tage zuvor noch eine kleine Reise gemacht über Wien, Budapest, Prag. Und habe auf diese Weise die Wiedervereinigung Europas begangen. In Prag kam ich spät abends an und wusste natürlich nicht: Wo übernachten? Da sprach mich jemand an, er hätte für mich ein Quartier. Ja, gut. Er fuhr und fuhr weit hinaus aus der Stadt. Ich hatte in keinem Moment Angst, dass mir etwas zustoßen könnte und hatte volles Vertrauen. Ich wurde in eine kleine Privat-Pension gebracht. Es war für mich sozusagen eine Erst-Begegnung mit dem tschechischen Volk. Nach fürstlichem Frühstück am Morgen fuhr ich dann wieder weiter, nach Berlin. Gegen Abend erreichten wir die Grenze. Der DDR-Grenzbeamte wollte schon nicht mehr den Pass stempeln. Aber ich bat ihn, er solle es tun. So habe ich wohl einen der letzten Stempel der ehemaligen DDR in meinem Pass. Ich empfand diesen Abend im Zug, wie sonst den Heiligen Abend vor Weihnachten.

An dieser Stelle will ich dem Theologen Eugen Biser danken, der im Zusammenhang mit dem Fall der Mauer wohl als einziger aus der Zunft der Theologen von einem speziellen Eingreifen Gottes spricht und schreibt und es nicht bei ethischen Erwägungen und Ermahnungen belässt.

Zur Würdigung des Vorgangs sei darauf hingewiesen, dass am Beginn der neueren Geschichte Deutschlands als Grunderlebnis und Grundsymbol das Fest steht. Mit Festen, dem Wartburgfest 1817 und dem Hambacher Fest 1832 hat die deutsche Demokratie-Bewegung begonnen. Am Anfang des neuen Deutschland, und es ist ein neues Deutschland, steht wieder das Fest, steht die Friedensbewegung, stehen auch die Friedengebete. Nicht eine blutige Revolution wird den Grundmythos der neuen Republik bilden, sondern ein langes und buntes Fest voller tiefer Gefühle.

Unser Land mögen und lieben (to like *und* to love)

Es ist etwas Neues entstanden. Nach der unglaublichen Katastrophe physischer, politischer und vor allem moralischer Art, die keine Geschichtsschreibung je wieder vergessen oder uminterpretieren kann, war dies alles anders als naheliegend.

Alle Energie hat sich diesem Land zugewendet, um in ihm das Beste aus seinen Möglichkeiten zu gestalten. Auf fast allen Gebieten (das kirchliche eingeschlossen) nimmt die Bundesrepublik einen wichtigen Platz im internationalen Leben ein. Sie ist ein angesehenes Land unter den Völkern. Gar nicht so wenige Jahre habe ich im Ausland verbracht. Viele sehr schmeichelhafte Kommentare, neben mancher Kritik, habe ich über dieses mein Land hören dürfen. Aus einer Umfrage der englischen BBC unter tonangebenden Leuten in Politik, Journalismus, Wirtschaft, Religion in 26 Ländern vor einem Jahr geht hervor, dass Deutschland von ganz vielen für das angesehenste Land gehalten wird, vor Frankreich, England, USA oder Italien, Spanien. Auch ist Deutschland das drittattraktivste Land für ausländische Studenten. Nach USA und Großbritannien haben wir die meisten ausländischen Studenten. Die deutsche Sprache lernen sie meistens gut, schnell, ja sehr gut.

Das heißt nicht, dass ich meine, es gäbe bei uns nichts zu kritisieren und verbessern. Doch wende ich mich oft richtig gekränkt gegen die vielen lieblosen Generalabwertungen vieler meiner Mitbürger, die aus einer Art Selbsthass entspringen. Natürlich spielt auch in unserem Land heute Schuld und Sünde eine Rolle, die persönliche und strukturell-gesellschaftliche, die bewusste und unbewusste, anerkannte und geleugnete. Um vieles steht es durchaus schlecht. An vielem muss gearbeitet werden.

Doch sollten wir nicht nur den absoluten Maßstab kennen, der einseitig den Abstand zwischen konkreter Wirklichkeit und Ideal sieht und solange das Ganze für schlecht hält (wenigstens dies so sagt) als es noch jemanden gibt, der etwas Böses tut. Dabei halten viele von uns unsere Fehler leicht für solche, die es nur bei uns gibt. Der absolute Maßstab muss immer auch durch den relativen ergänzt werden. Dieser beobachtet, was „normalerweise“ möglich und üblich ist (geschichtlich gesehen und im Vergleich mit anderen Völkern). Speziell wir Deutsche fallen wegen der Einseitigkeit, mit der wir den absoluten Maßstab anlegen, leicht in einen übertriebenen Moralismus, der zum nihilistischen Moralismus wird, weil es das ganz Ganze, das ganz Gute, das ganz Wahre und ganz Vollendete eben nicht gibt. Aber deswegen gibt es noch lange nicht „nur“ das Schlechte. Ein gewisser Rigorismus ist zwar eine wichtige Triebfeder, stets Besseres hervorzubringen. Und doch ist die Frage nach dem rechten Maß, das ein konkretes Maß und eine konkrete Gestalt ist, eine Schicksalsfrage für uns. Auch wenn wir als Menschen immer auf dem Weg sind, dürfen wir uns manchmal doch auch etwas am Ziel wissen, uns freuen und uns ausruhen, bevor es neu gestärkt wieder weiter geht. Besonders treffend hat Gotthold Ephraim Lessing die hier gemeinte Art beschrieben (es ist also ein altes Thema): Wenn ein Deutscher vor die Wahl gestellt wird, ein Leben lang nach dem Paradies zu streben oder ein Leben lang im Paradies zu sein, wird er selbstverständlich und unbedenklich das Erstere wählen. Und Goethe: Wer immer strebend sich bemüht, den werden wir erlösen. Lassen wir uns nicht nur und nicht erst am Ende des Lebens erlösen oder dann wenn wir zusammenbrechen und krank werden, sondern auch immer wieder zwischendurch, *inmitten* des Lebens und der Aktivität. Gnade vor Recht walten lassen, wie es unsere jüngste Geschichte uns lehrt. Dazu ein Zitat von R. Schwarz, geschrieben 1949 im Angesicht der Katastrophe:

„(Den Deutschen) fehlt die Gabe..., sich im Mäßigen einzurichten... sie misstrauen dem Bestimmten, Gesetzten, weil es seine Gültigkeit mit unendlicher Möglichkeit zahlt....(Die Deutschen) kennen die große Form und sie gelang ihnen häufig und herrlich in ihrer großen Geschichte, aber sie geben sich nicht mit ihr zufrieden, sie bleiben heimatlos, weil ihnen gegeben ist, hinter dem Zulänglichen die ewige Unzulänglichkeit dieser Welt zu erblicken...“ (Rudolf Schwarz, Von der Bebauung der Erde, Heidelberg 1949, 15 ff.).

Das Grundgesetz ist eine solche gelungene Form, wie auch Vertreter unserer Nachbarländer uns vielfach bestätigen. Das Grundgesetz ist Maß. Damit Maßlosigkeit uns nicht noch einmal alles verlieren lässt. Im Oratorium „Die Schöpfung“ von J. Haydn wird das Glück an die Beachtung des Maßes gebunden: „Wenn falscher Wahn euch nicht verführt, noch mehr zu wünschen als ihr habt, und mehr zu wissen als ihr sollt!“ Sehr oft klingt gerade diese Stelle in meiner Seele.

Auf das Grundgesetz unseres Landes stolz sein, es lieben, achten und notfalls verteidigen. Dankbarkeitsgefühle dürfen wach werden, Liebe, ja Liebe zu diesem Land, seinen Menschen, seiner Kultur, Tradition, Sprache und seinen Möglichkeiten. Selbstwertgefühl als Deutscher. Bei der letzten Fußballweltmeisterschaft, die als wochenlanges Fest gefeiert wurde, gab es in England immer wieder eine sehr bezeichnende Reaktion: Wir brauchen keine Angst mehr vor den Deutschen zu haben. Es scheint, dass sie sich selbst auch mögen können. „Ich bin froh hier zu leben, ein großartiges Grundgesetz zu haben und Höchststandards zu genießen. Genau hier liegt der Unterschied: Froh sein ist in Ordnung. Stolz sein ist blind. Bescheiden neigen müssen wir unsere deutschen Köpfe nicht.“ So das Zitat einer jungen Deutschen aus diesem Jahr. (Zitiert in: Steffen Seifert, Mein, dein, unser Deutschland. Die bewegendsten Momente der letzten 60 Jahre, Mannheim 2009, 47.)

Und was mich betrifft, darf ich sagen: Sehr vieles verdanke ich der geistigen Kultur meines Heimatlandes, nicht zuletzt seiner reichen und intensiven Theologie und Philosophie und Psychologie. Ebenso seiner sozialen und politischen Kultur. Es schenkt mir und meinen Angehörigen, die wir aus einfachen Verhältnissen kommen, Lebensbedingungen, um die uns ein großer Teil der Menschheit beneidet. Um mancher der Werte willen, die wir in Deutschland selbstverständlich leben dürfen, sitzen in vielen Ländern oft die Besten des Landes im Gefängnis, werden gefoltert und getötet. Es ist mir auch klar und bewusst, dass es auch bei uns nicht immer so war. Und jedes Land einmal seine schlimmen Phasen hat. Ich mag mein Land, allerdings nicht völlig unbeschwert. Seine neuere Geschichte ist mir sehr gegenwärtig und sie beschäftigt mich in einem Maße wie vermutlich wenig andere. Sie hat mich allerdings auch sensibilisiert für die Gräueltaten in der Geschichte (und manchmal Gegenwart) auch anderer Völker, die von deren Vertretern allerdings nur sehr selten einigermaßen zugegeben werden können.

Es hat sich etwas gelöst, was unsere affektive Beziehung zu unserem Land betrifft. Als ich neulich in einer größeren Versammlung von vor allem jungen Menschen Berichte hören durfte über ihre Auslandserfahrungen in einem freiwilligen sozialen Jahr in den verschiedensten Ländern der Erde, wurden wir am Schluss von diesen aufgefor-

dert, die Nationalhymne zu singen. Mit der Begründung, dies sei in allen Ländern üblich, nur nicht bei uns. Da entstand neben einer Art Beklommenheit, ob man das wohl darf, dann aber eine tiefe Ergriffenheit. Niemand hat nachher irgendetwas kommentiert. Es wurde wohl von allen als etwas sehr Heiliges, vor allem sehr Inniges und Persönliches empfunden. Oder man fühlte sich ertappt bei etwas, was man nur allzu gerne tat. Und doch wusste man nicht, ob man es wohl darf. Liebe zu den Ländern, in denen die einzelnen Dienst gemacht hatten, und Liebe zum eigenen Land haben sich dabei wunderbar ergänzt. Unsere Nationalhymne ist auch noch besonders schön. Sie hat den Ton eines Gebetes. Auch ich habe über Jahre die Auslandserfahrung der eben genannten jungen Menschen in einem anderen Land gemacht. Sehr viele Nationalfeiertage habe ich in Argentinien (und auch in Chile) mit großer innerer Teilnahme mitgefeiert, wie ich die nationale Symbolik dieser Länder sehr gut und gerne mit vollziehen und achten konnte. Ich habe mir immer gewünscht, dass solches auch in Deutschland möglich wäre, und ich jedenfalls dort auch Ähnliches fühlen dürfte(!).

Und doch ich denke, dass Seifert Recht hat, wenn er schreibt: „Trotzdem bin ich froh, dass wir Deutschen uns dafür (für eine neue Bejahung des Nationalgefühls) ein paar Jahrzehnte Zeit genommen haben“ (Ebd., 41). So sehr mich dies in all den Jahren immer auch etwas verdrossen hat, weil ich die Nachteile des fehlenden Nationalgefühls nur allzu deutlich sehen konnte. Es hat mit dem Ich-Sagen-Können einfach ganz viel zu tun. Wir-Gefühl und Selbst-Gefühl gehören ganz eng zusammen. Und meine Erfahrung in verschiedenen Ländern und mein sehr intensives Zusammensein mit vielen Menschen aus anderen Ländern in Deutschland haben mich gelehrt, dass das Nationalgefühl das Gefühl ist, das am verletzlichsten ist, ganz gleich ob es sich um Vertreter von „mächtigen“ oder „ohnmächtigen“ Ländern handelt. Der Versuch, es zu verdrängen, bringt Schädigungen in der Seele hervor. Da muss bei uns immer noch manches geheilt werden. Auch gelernt habe ich, dass es fast unmöglich ist, die eigene Identität zu leben ohne Abwertungen der anderen. Aber an der Freude an der eigenen Identität kommen wir nicht vorbei. Die Gefahr der Abwertung der anderen sollte uns nicht davon abhalten. Doch müssen wir sie gegenwärtig haben. Es ist eine Schicksalsfrage für unser Zusammenleben in der immer kleiner werdenden Welt.

Besonders schön empfinde ich, dass als eine Art Abrundung des Wiederaufbaus und der Wiedervereinigung aus einer rein privaten Initiative und ganz und gar aus Spenden eine Kirche, die Frauen-Kirche, eine Marienkirche in Dresden wieder aufgebaut wurde. Mehrmals bin ich dort gewesen und habe die verschiedenen Phasen des Wiederaufbaus mitvollzogen. Besonders eindrücklich für die Dresdner Bürger war die Ankunft der Glocken. Zehntausende von Menschen kamen, um sie wie einen lieben Menschen nach sehr, sehr langer Abwesenheit zu begrüßen. Auch wollte ich durch eine Spende mich auch finanziell der Initiative anschließen. Dafür bekam ich eine sehr schöne silberne Medaille, die ich in meinem Hausheiligtum ehre.

„Wenn ihr diesem Gesetz gehorcht, wird es euch gut gehen“

Auch hier wieder bewusst der biblische Anklang. Es ist uns mit diesem Gesetz gut gegangen. Gott hat sein Volk neu gesegnet, in diesem Gesetz und mit diesem Gesetz gesegnet. Wir wollen das Grundgesetz schätzen und lieben. Auf der Hut sein, falls eine Macht eines Tages ein anderes Gesetz einführen wollte. Oder der Zeitgeist, mit dem man nie leichtsinnig spielen darf, dies uns irgendwann einmal nahelegen sollte. Und wir wollen mit diesem Gesetz in und mit unserem Land glücklich sein und es immer mehr werden, soweit so etwas auf Erden möglich ist. Dazu segne uns Gott stets neu. Und wir wollen antworten: Danke, dass wir in diesem Land leben dürfen.

HANS-MARTIN SAMIETZ

14 + 20: NAHAUFNAHMEN AUS 34 JAHREN LEBENSZEIT IN BEIDEN TEILEN DEUTSCHLANDS



Kinderland DDR

Als die dritte Person ein paar Worte zu sich gesagt hatte, kam ich mir komisch vor. Jeder aus dem Kreis hatte bisher betont: „Und ich war nicht zur Jugendweihe.“ Alle meine Vorredner waren sichtlich stolz auf dieses biographische Merkmal, welches ich nicht vorweisen konnte. – Die eben geschilderte Episode stammt aus einer Begegnung von mir, als dem neuen Kaplan der Herz-Jesu-Gemeinde Weimar, mit

den Mitgliedern des Familienkreises I dieser Gemeinde vom Oktober vergangenen Jahres.

Ich bin 1974 als erster Sohn einer Pädagogikstudentin und eines Diplom-Lehrers in der DDR geboren. Diese Umstände deuten zunächst nicht auf den Beginn der Biographie eines Schönstatt-Paters hin. Dass ich drei Monate nach meiner Geburt, am 09. März 1975, in Bürgel bei Jena getauft worden bin, erklärt sich insofern recht einfach, weil ich Enkel von heimatvertriebenen schlesischen Großeltern bin. Diese hatten sich am Ende ihrer Vertreibung in der Töpferstadt Bürgel bei Jena niedergelassen und dort meine Mutter großgezogen. Mein Vater stammt aus der Nähe der Industriestadt Gotha. In Gotha bezog er mit meiner Mutter und mir ein Jahr nach meiner Geburt den 4. Stock eines wunderschönen Plattenbaues im gerade neu entstandenen Neubaugebiet Gotha-West. Gotha bezeichne ich deshalb als meine Heimatstadt, auch wenn Jena meine Geburtsstadt ist.

Für Kinder und Jugendliche gab es in meinem Heimatland DDR eine wohlgeplante Rundumversorgung: Kinderkrippe, Kindergarten, Einschulung, Pionierorganisation, Pioniernachmittage, Fahnenappell, Gruppenrat und vieles andere mehr. „Gar nicht so schlecht!“ fand ich damals. Ich ließ mich alle meine DDR-Schuljahre in den Gruppenrat wählen. Jedes dieser Schuljahre war ich „Klassenagitor“, und damit betraut, die Wandzeitung im Klassenraum immer wieder mit einer neuen Thematik zu behängen. Klassiker für einen „Tapetenwechsel“ dieser Art waren Geburts- und Todestage von Marx, Engels, Lenin, Ernst Thälmann, Walter Ulbricht, der Tag der Nationalen Volksarmee sowie der 1. September, der Tag des Beginns des Überfalls der Deutschen Wehrmacht auf Polen im Jahr 1939.

Kinderstube elterliche Wohnung

Zu Hause in unserer Wohnung gab es keine Wandzeitung. Und wir saßen auch nicht andächtig beim Frühstück zusammen, wenn einer dieser Gedenktage herangekommen war. Eigentlich war das ideologische Universum meines Heimatlandes nie Thema der Unterhaltung mit meinen Eltern. Was interessiert es einen Elfjährigen auch, warum man nicht nach Spanien reisen konnte, wenn er die 20 Kilometer zur benachbarten Bezirkshauptstadt bisher nur wenige Mal zurückgelegt hatte.

Schön war, dass am 01. Mai das Treppenhaus unseres Blockes rot und gelb schimmerte. Eine drei Meter lange DDR-Fahne spannte sich an diesem Tag über den gesamten Ausschnitt des Treppenhausfensters. Schön war auch, dass ich an diesem Tag mein Fahrrad mit Wimpeln schmücken durfte, um wenige Stunden später vollbeflaggt zur Demonstration vorfahren zu können. Mehr von den Symbolen des real existierenden Sozialismus schien aber nicht in unsere Wohnung herein. Vielmehr war die eigene Wohnung eine zweite Welt neben der Welt der öffentlichen Plätzen und Räume.

Ich weiß heute nicht mehr mit Bestimmtheit, wo in unserer Wohnung das Kreuz hing, aber ich weiß, dass ich einmal in der Woche neben der AG junger Philatelisten auch den Religionsunterricht in der Mozartstraße besuchte. Auf demselben Grundstück befand sich die Kirche St. Bonifatius, in die ich mit meinen Eltern im Durchschnitt zweimal im Monat sonntags zum Gottesdienst ging.

Durch den Besuch des Religionsunterrichtes, der Gemeindefeste sowie der kircheneignen Kinderferienfreizeit (RKW – Religiöse Kinderwoche) fand ich den signifikantesten Freundeskreis meiner Kindheit. Bei den kirchlichen Veranstaltungen tat ich mich immer mit den drei selben Jungen zusammen. Und wir trieben jeden Kaplan wenigstens einmal an die Grenze eines Wutausbruches.

Kontakte zu einem anderen Lebensgefühl

Das massive Auftreten von uns Vieren veranlasste auch das Helferteam meines ersten SMJ-Zeltlagers am Abend des ersten Tages zu besprechen, ob sie uns Gothaer wieder nach Hause schicken sollten. Dass das nicht geschah, darf ich heute als riesiges Lebensglück bezeichnen. Mit diesem Zeltlager begann nämlich mein persönliches Interesse an Glauben und Kirche sowie mein kritischer Blick auf die mich umgebende Gesellschaft: Wenn ein Vierzehnjähriger plötzlich gefragt wird, wie soll der Ort deiner Gebete aussehen, oder „Kannst du dir mal bitte ein Gebet für unser gemeinsames Abendgebet heraussuchen?“, dann verschiebt sich ein Blickwinkel: Kirche und Glauben haben etwas mit mir zu tun.

Wenn ein Vierzehnjähriger merkt, dass er das Lied, das die Lagergemeinschaft gerade singt, beim FDJ-Nachmittag nicht singen dürfte, und dass es Spaß macht solche Lieder zu singen, dann wird der Boden bereitet, dass er beginnt sich nach mehr auszustrecken, als nach bunten Fahnen und lustigen Pioniernachmittagen.

Der Übergang - Die Kirche blieb beim Alten

Mein erstes SMJ-Zeltlager im Sommer 1989 war eingerahmt von meiner Jugendweihe im Frühjahr und meinem Weg in Schönstatt-Mannesjugend und katholischer Pfarrjugend ab dem Herbst 1989. Die FDJ-Nachmittage fielen weg und die Pfarrjugendgruppe in Gotha sowie das Jugendhaus der Schönstatt-Mannesjugend in Thalwenden nahmen meine jugendliche Begeisterungsfähigkeit gekonnt auf.

Waren die Veranstaltungen auf dem Gelände der katholischen Kirche für mich vor dem Sommer 1989 irgendwo eingeordnet neben Pioniernachmittag und AG junger Philatelisten, so waren die kirchlichen Veranstaltungen nach dem Sommer 1989 das einzige, was noch so funktionierte wie vor dem Sommer. Der Rest war weggefallen.

Schnelle Umstellung

Nach einem kurzen Fremdsein mit der neuen Welt- und Werteordnung im Frühjahr 1989 - ich war anfangs sehr verunsichert über die täglichen Meldungen der Flüchtlingszahlen - war das, was ich bei unseren Trips auf das Gebiet der alten Bundesländer nach dem 09. November antraf, sehr bald meine persönliche Zukunftsperspektive. Dabei fand ich in meinen Eltern ebenso optimistische Zeitgenossen. Unser letzter gemeinsamer Familienurlaub, aber der erste nach der Öffnung der Grenzen, führte uns in das Saas-Tal im Schweizer Kanton Wallis. Stundenlang stand ich am Fenster des Schweizer Regionalzuges, der uns in die Schweizer Berge hineinzog und bekam vor Staunen den Mund nicht zu. Diese Eindrücke waren völlig neu für mich.

Es folgten Schulabschluss, Zivildienst und Studienanfang, jetzt in der neuen Gesellschaftsordnung.

Als geborener DDR-Bürger zur Ausbildung im Westen

Knapp zehn Jahre nach den politischen Umwälzungen in der DDR wechselte ich meinen Wohnsitz zum ersten Mal auf das Gebiet der alten Bundesländer. Ich war in das Noviziat der Schönstatt-Patres eingetreten. Die meisten meiner Klassenkameraden und meine Freunde aus der Pfarrjugend hatten Ausbildungsorte auf dem Gebiet der neuen Bundesländer gewählt. Ich weiß nicht, ob ich nicht ähnlich gewählt hätte, wenn nicht der Ausbildungsort der Schönstatt-Patres nun mal bei Koblenz gelegen hätte. Fremd waren mir die westdeutschen Städte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, aber selbstverständlich war der dauerhafte Umzug eines ostdeutschen jungen Mannes auf das Gebiet der alten Bundesländer 1999 jedenfalls noch lange nicht.

Back to the roots

Bevor ich 2006 wieder auf das Gebiet der neuen Bundesländer umzog, schloss ich Noviziat und Theologiestudium ab und begann gleich anschließend ein zweites Studium, welches ich vier Jahre später abschloss.

Für mich etwas unerwartet, aber deutlich spürbarer als der Wechsel von den neuen in die alten Bundesländer sieben Jahre zuvor gestaltete sich die Rückkehr in den Osten. Was sofort auffiel: Aus den Dörfern, den kleinen und mittleren Städten war die Jugend verschwunden. Die Ortskerne rüsteten sich zu Servicecentern für Menschen ab 55 um. In vielen Pfarrgemeinden waren die Jugendgruppen deutlich geschrumpft oder fielen ganz aus.

In die Zeit nach meiner Rückkehr fiel meine Diakonatszeit in Ilmenau. Während der Monate in Ilmenau arbeitete ich einen Tag pro Woche bei der Ilmenauer Tafel. Die Mitarbeiterinnen dieser sozialen Einrichtung waren hoch engagiert und sehr kompetent im Umgang mit den bedürftigen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt. An den Wänden dieser Einrichtung hingen in Bilderrahmen Zeitungsartikel mit Berichten über Parteiversammlungen der „LINKEN“. Der Ton dieser Artikel zeigt hohes Einfühlungsvermögen in die Lebensumstände sowohl der Mitarbeiterinnen als auch der Gäste der Tafel. Im Ton meiner Gesprächspartner bei der Ilmenauer Tafel schwang alles andere als Zufriedenheit über die Veränderungen in Ilmenau seit dem Sommer 1989 wieder.

Wachstum!

Gemeinsam mit meinen Eltern kann ich heute ohne zu zögern sagen, dass wir seit 1989 ein unglaubliches Plus an Lebensqualität und Glaubensfreude erlebt haben. Mit einiger Sorge sehe ich mich mit dieser Einschätzung jedoch abseits der allgemeinen Stimmungslage in Ostdeutschland.

Die Motivation, sich am Leben der Gesellschaft zu beteiligen, fällt scheinbar leichter, wenn Art und Weise des Engagements durch straffe ideologische Bande vorgegeben sind. Durch den Wegfall dieser Sicherheit im Sommer 1989 ist unter den Menschen in Ostdeutschland vielerorts ein Motivationsvakuum entstanden. Freiheit bedeutet eben auch den Verlust innerer Führung. Hier gibt es eine Leerstelle, die sich in meinem Leben sehr segensreich durch die Bekanntschaft mit der Schönstatt-Mannesjugend gefüllt hat. Die Art zu glauben und auf die Originalität der einzelnen Person einzugehen war die richtige Antwort auf den Wegfall meines bunten Kinderlandes DDR.

Fazit: Gesellschaftlicher Umbruch ruft auch heute nach Antworten aus der Seele des Menschen.

ALICJA KOSTKA

NEUER FEMINISMUS – MITERLÖSERIN – FRAUENFRAGE
20 JAHRE NACH „MULIERIS DIGNITATEM“



Die Autorin: Alicja Kostka, geb. 1971 – Mitglied des Schönstatt-Frauenbundes, promovierte Theologin an der Katholischen Universität Lublin (Fachgebiet: Moralthologie). Dozentin an der Familienakademie in Warschau/Jozefow. Seit Jahren organisiert sie Bildungs- und Besinnungstage für Frauen in verschiedenen Diözesen Polens.

Christen bemühen sich, die Ereignisse der Kirche und in ihr eintretende Jubiläen im Lichte des Vorsehungsglaubens zu deuten. Sie tun das, um die in ihnen vorhandenen Sachinhalte ans Licht zu bringen und die darin erkennbare Richtung für den weiteren Weg abzulesen. Das betrifft auch die Thematik Frau, die vor einem Jahr im Zusammenhang mit dem 20-jährigen Jubiläum des Apostolischen Schreibens „Mulieris Dignitatem“ – *Über die Würde und Berufung der Frau* – von Johannes Paul II. aufgegriffen wurde. Dieses brisante Dokument wurde vom Vorsitzenden des Laienrates, Kardinal Rylko, als Meilenstein bezeichnet, nicht nur weil es das erste römische Dokument ist, das ausschließlich der Frau gewidmet wurde, sondern auch wegen seiner inhaltlich relevanten Aussagen, die als Grundlagen einer christlich fundierten Anthropologie und Spiritualität, ja sogar Theologie der Frau förderlich sind.

Eine unübersehbare Fügung war es, dass im selben Jahr der 100. Geburtstag der Wegbegleiterin des Feminismus, Simone de Beauvoir, gefeiert wurde. Verschiedene feministische Flügel haben sie gewürdigt und neu gelesen. Das Thema „de Beauvoir“ hat die öffentliche Debatte wesentlich mitbestimmt und so die Einflusskraft der Pionierin des Feminismus auf die heutigen Auseinandersetzungen im Fragenkomplex Frau erneut bestätigt. In dem anlässlich des Jubiläums „Mulieris Dignitatem“ durch den Laienrat organisierten Kongress in Rom, vom 7. bis 9. Februar 2008, hat die Kirche ihren Blick auf das Spektrum der Themen geworfen, die heute insbesondere die Frau betreffen. Der Titel des Kongresses hat das widergespiegelt: „Mann und Frau – das Humanum in seiner Ganzheit“. Die Aufmerksamkeit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurde auf die Tendenzen der heutigen Gesellschaft und Kultur gerichtet, die das christliche Verständnis von Mann und Frau in ihrem gegenseitigen Bezogensein in Frage stellen.

In den zeitlichen Rahmen des Jubiläums fielen Ereignisse, die für die Frauenproblematik, aus christlicher Sicht betrachtet, von Bedeutung sind, auch wenn sie keine direkte Verbindung zu dem genannten Dokument und der Thematik haben. Einige davon möchte ich hier nennen. Erstens: Im Jahr des Gedenkens an „Mulieris Dignitatem“ erwachte die Debatte um das in Frage stehende Dogma von Maria als Miterlöserin neu. Es ist nicht meine Absicht, zu der potenziellen Dogmatisierung hier Stellung zu nehmen. Ich möchte lediglich den Gedankeninhalt, der in dieser in der Tradition der Kirche seit jeher anwesenden Sicht Mariens steckt, auf die Frau und ihre Position heute beziehen. Zweitens will ich hinterfragen, was das gerade beendete Paulusjahr und die Neuentdeckung des Völkerapostels für Christinnen bedeutet, aber auch, welche Perspektiven der mütterliche Dienst Pauli an den kirchlichen Gemeinden im Blick auf den innerkirchlichen Einsatz von Frauen gibt. Die genannten Gegebenheiten sind, wie mir scheint, von nicht geringfügiger Bedeutung für die weitere Positionierung der Thematik Frau in Schönstatt im Blick auf das Jubiläum 2014, aber auch kirchlich und darüber hinaus für die öffentliche Debatte.

Inhalte des Kongresses

Es war eine Premiere: Rund 260 Delegierte aus 49 Bischofskonferenzen, Vertreter von 28 Bewegungen und Neuen Gemeinschaften sowie aus 16 katholischen Frauenvereinigungen fanden sich zusammen, um die aktuelle Problematik der Frau durch das Prisma des Evangeliums und der darin enthaltenen Botschaft zu reflektieren. Die Tatsache, dass der Kongress größtenteils von Frauen, den Mitgliedern des Laienrates, organisiert und durchgeführt wurde, sowie der Umstand, dass die meisten Referenten Frauen aus den wichtigen akademischen Zentren Roms und Europas waren, hat der Begegnung eine besondere Note gegeben. Ob im Jahre der Veröffentlichung des besagten Schreibens solche Begegnung und solche Besetzung möglich gewesen wäre, sei dahingestellt. Vielleicht hätten mehr Laien-Frauen anstelle von Ordensschwestern und geweihten Frauen auf dem Podium stehen können, wie kritische Stimmen aus den deutschsprachigen Ländern nach dem Kongress anmerkten, doch war es ein großer Schritt, die Frauenfrage auf höchster kirchlicher Ebene ins Gespräch zu bringen und die Standortbestimmung zu definieren – und das mit der eigenen Stimme.

Eine bipolare Problematik war zu verzeichnen in den angegangenen Themen und gestellten Fragekomplexen. Einerseits war ein überaus affirmativer Blick auf den Beitrag des Christentums für die Würde und Entfaltung der Frau, sowie auf ihren fruchtbaren Einsatz in der Kirche gerichtet, andererseits wurden die Bestrebungen unter die Lupe genommen, die sowohl auf der theoretischen wie auch praktischen Ebene das christliche Verständnis von Frau und Mann zu verdunkeln und abzulehnen scheinen.

Das Christentum als Weg der Befreiung der Frau, auf dem sie auch immer mehr zu sich findet, hat Hanna Gerl-Falkowitz in ihrem Beitrag dargestellt. Dabei hat sie die Rolle des Geistes Gottes unterstrichen, der die Frau auf verschiedenen Etap-

pen des Heilswerkes befähigt hat, souverän und selbstständig, oft entscheidend zu handeln. Die Autorin ist sich bewusst, dass diese Befreiung einfacher in der Proklamation als in der Durchführung selbst ist, und doch wurde die jüdisch-christliche Wertwelt zu einem Raum, in dem sich die gottgewollte Gleichstellung von Mann und Frau anbahnt¹. Der Einsatz von Frauen als Mitgründerinnen, Lehrerinnen, Missionarinnen, Martyrerinnen und Frauen im caritativen Dienst, wurde in Einzelbeiträgen des Panels aufgeführt (A. Bel Bravo, G. Loparco, C. Rava, J. Scarisbrick). Diese zeigten, dass die Frauen eine nicht zu unterschätzende Rolle in vielen Etappen der Kirchengeschichte zu erfüllen hatten, um der Botschaft Christi ein frauliches Antlitz zu verleihen.

Einen Schwerpunkt philosophischer Überlegungen bildete die christliche Opposition zur Gendertheorie. Sie wurde schon im ersten Vortrag von Kardinal Cañisares angebahnt und dann von Margherite Peeters, der Direktorin des Bruxelles l'Istituto per le Dinamiche del Dialogo Interculturale, ausgeführt, die ihre These von einer ethischen Revolution in der westlichen Welt präsentierte². Peeters hat auf die Vielschichtigkeit der Genderideologie hingewiesen und sich dabei hauptsächlich auf die Dekonstruktion der Sprache konzentriert. Mit der Abschaffung von traditionellen christlichen Begriffen würden andere eingeführt, die eine neue Werteordnung anzielen. Sie hat auch aufmerksam gemacht auf die praktische Umsetzung der Genderideologie, die durch zahlreiche Lobbys in europäischen und internationalen, vor allem Nichtregierungsorganisationen vorangetrieben wird.

Als Antwort auf die Genderideologie, die in erster Linie unter diesem Gesichtspunkt auf dem Kongress erörtert wurde, ist die Notwendigkeit einer „unodualen Anthropologie“ herausgestellt worden, die das Mann- und Frausein ganzheitlich und nicht konträr sieht und systematisch untersucht. Einen Vorschlag solcher Anthropologie haben Julia di Nicola und Attilio Danese aus Rom in ihrem Vortrag: „Frau und Mann – füreinander geschaffen“, aus soziologischer Sicht vorgestellt: stereotypfrei, wissenschaftlich fundiert, für die Errungenschaften der Forschung offen, und doch stark in der Bibel verankert.

Darüber hinaus hat sich der Kongress mit den Herausforderungen der heutigen Zeit, die konkret im Bereich Frau auftauchen, konfrontiert. Diese wurden in den einzelnen Strömungen und Bereichen des öffentlichen Lebens durchleuchtet. Janne Haaland Matlary, von der Universität Oslo, hat die Schwierigkeiten der berufstätigen Frau analysiert und nach Lösungen gesucht, die zugunsten der Mutter und der Familie ausfallen (muttergerechte Zeiten der beruflichen Arbeit, Betreuung von Kleinkindern, Rückkehr in den Beruf nach dem Mutterschaftsurlaub). Helen Alvare

¹ Vgl. Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz, Die neuen Frauen: Gibt es noch ein Frauenbild? Zum Wandel des Geschlechtsverständnisses der westlichen Gesellschaften in der Moderne, in: Gerhard Ludwig Müller (Hrsg.), Frauen in der Kirche. Eigensein und Verantwortung, Würzburg 1999, S. 24.

² Siehe: M. Peeters, The Globalization of the Western Cultural Revolution – Key-Concepts, Operational Mechanisms, Brüssel 2007.

von der Cornell University USA konzentrierte sich auf die Reduktion der Frau als Objekt der Nützlichkeit in der Konsumgesellschaft („Mutterkosmetik“, Sexualisierung der Kinder, Kommerzialisierung der Frau). Die Frau wird auf diesem Weg kraftlos, verliert ihren eigentlichen Wert und ihre Einflussmöglichkeiten, findet aber doch kein Glück und keine Erfüllung. Maria Elena Lugo aus Puerto Rico, Vorsitzende der Kommission für Bioethik José Kentenich, Argentinien, wies auf die Abwertung von Mutterschaft und Familie hin. Postmoderne Kultur verliert die Perspektive, die Person, Liebe und Leben in einem organischen Zueinander sieht; Schwangerschaft und Mutterschaft werden technisiert, die pränatale Lebensphase entpersonalisiert.

Auf dem Weg zu einem neuen Feminismus – zwischen Forderung und Wirklichkeit?

Den Kongress selbst, wie auch die Richtung, die er angab, könnte man mit einem Wort als neuen Feminismus zusammenfassen. Und nicht nur, weil einige der Vortragenden dieser Richtung angehören, wie Alvare und Maltary, und viele Delegierte (vor allem aus den USA) solche Organisationen vertraten. Die Linie der Erörterungen und Diskussionen sowie die Atmosphäre der Begegnungen waren von den Bemühungen und der Sehnsucht durchdrungen, der Frau mehr denn je den Platz einzuräumen, auf dem sie sich ihrem Wesen gerecht einbringen und realisieren kann. Dieser Begriff des neuen Feminismus hat schon seine Geschichte, seit Johannes Paul II. ihn in der Enzyklika „Evangelium Vitae“ fast als ein Programm proklamiert hat. Der polnische Papst ruft ausdrücklich den Frauen zu, dass sie es sind, „die einen ‚neuen Feminismus‘ fördern müssen, der – ohne in die Versuchung zu verfallen, ‚Männlichkeits‘-Vorbildern nachzujagen – durch den Einsatz zur Überwindung jeder Form von Diskriminierung, Gewalt und Ausbeutung den echten weiblichen Geist in allen Ausdrucksformen des bürgerlichen Zusammenlebens zu erkennen und zu bekunden versteht“ (Nr. 99). So haben sie „bei der kulturellen Wende zu Gunsten des Lebens (...) einen einzigartigen und vielleicht entscheidenden Denk- und Handlungsspielraum“ (ebd). Der sprachliche Bezug zu Feminismus, der als Zeichen der Zeit von der Kirche wahrgenommen wird, bestätigt die in ihm enthaltenen Kräfte sowie seine nicht übersehbare Anwesenheit in der heutigen ideellen Szene. Allerdings soll es ein „neuer Feminismus“ sein, der die fraulichen Talente und Stärken nicht in Opposition zu den männlichen, sondern in gegenseitiger Wertschätzung und Ergänzungswilligkeit, die aber auch eine gesellschaftlich-kulturelle Weite haben und praktische Verwirklichung finden sollten, zu entwickeln sucht. Ein Programm, das in der Kirche geboren wurde und sich dort artikuliert, ein Auftrag und eine Bevollmächtigung und ein dringender Appell.

Welche Träger kommen für diesen neuen Feminismus in Frage? Ich sehe sie auf der theoretisch-wissenschaftlichen, ekklesiologischen und organisatorisch-praktischen sowie der individuellen Ebene. Auf der theoretischen sind Forschungen in verschiedenen Disziplinen von Belang im Schnittpunkt von Soziologie, Psycholo-

gie, kultureller Anthropologie, Theologie und Biologie. Eine wichtige Rolle hat dabei die feministische Theologie zu erfüllen als eine noch junge Disziplin, die die Frauen selbst zur Sprache bringen und ihre Erfahrung in der – bisher überwiegend männlichen – Welt der Theologie thematisiert. Sie ist, wie Ammicht-Quinn sie versteht, sowohl „ein Diskurs, insofern sie alle Themen wissenschaftlicher Theologie aufgreift und interdisziplinär bearbeitet“; sie ist eine Praxis, insofern sie Teil hat an dem spezifischen Theorie-Praxis-Bezug der Theologie insgesamt und sich darüber hinaus als spezifische befreiende Praxis versteht; und sie ist eine Bewegung, insofern sie Standortgebundenheit und Parteilichkeit reflektiert und einfordert und zugleich eine klare spirituelle Dimension hat³. Dabei ist die feministische Theologie „weder um den Gegenstandsbereich Frau erweiterte Wissenschaft, noch ist sie die beleidigte Beschäftigung von Frauen mit sich selbst. Feministische Theologie ist eine Revision von Theologie“⁴. Auf der ekklesiologischen Ebene kann die Kirche selbst, als diejenige, von der dieser Appell ausging, einen neuen Feminismus fordern. Sie tut das, insofern sie den Mut zeigt, sich mit aktuellen Themen im Bereich Frau zu beschäftigen und evangeliumsgerechte Antworten herauszufinden und zu künden. Auf der organisatorisch-praktischen Ebene sind es Vereine, Gemeinschaften und Korporationen, die sich für die Frau in vielfältiger Weise einsetzen, die dem neuen Feminismus eine überkirchliche Dimension verleihen, eine ökumenische sowie interkonfessionelle Weite, die auch für die Kirche eine Chance bildet. Es besteht allerdings eine Aufgabe in der Definierung des Wertekomplexes, der das echte Wohl der Frau fördert und Stellung nimmt zu den umstrittenen Punkten wie Abtreibung, Verhütung, Ehescheidung u.a. Und last but not least sind es die Frauen selbst, als Frauen, Mütter, Alleinstehende, Gottgeweihte, Singles und Jugendliche, an die der Appell gerichtet ist. Sie tun den entscheidenden Teil, in dem sie den neuen Feminismus leben.

Maria: erlöst und miterlösend – eine Identitätsverlagerung der Frau?

Mulieris Dignitas – die Würde der Frau – ist ohne Maria nicht ganz zu verstehen. Das wusste der Papst, der im Marianischen Jahr das Schreiben ausgearbeitet und am Fest Mariä Aufnahme in den Himmel veröffentlicht hat. Im Schreiben selbst sind sehr viele Bezüge zu Maria, vor allem als Jungfrau und Mutter, in Verbindung zum Gottesbund und zur Kirche entfaltet. Das Marienbild bestimmt das Bild der Frau, deswegen ist die richtige Sicht von der Gebenedeiten unter den Frauen ge-

³ Regina Ammicht-Quinn, Diskurs, Praxis, Bewegung. Warum feministische Theologie notwendig ist, in: Herder Korrespondenz 60 (2006) 8, S. 407.

⁴ Ebd., S. 404.

fordert, wie die Mariologie, zumal die feministische betont⁵. Daher ist es verständlich, dass die Bestrebungen um ein neues Mariendogma auch bei Frauen Interesse wecken. Sie wollen sich an der neuen Sicht beteiligen und sie bedenken. Diese Sicht Marias wirft ein neues Licht auf das Sein der Frau und ihre Aufgabe.

Die auf Grund der im vorigen Jahr neu erwachten Debatte dem Papst überreichte Petition wurde diesmal überwiegend von den Würdenträgern aus Lateinamerika (Luis Aponte Martinez aus Puerto Rico und Ernesto Corripio y Ahumada aus Mexiko) und Asien (Toppo, Varkey Vithayatil aus Indien; Kardinal Riccardo Vidal von den Philippinen) unterschrieben. Die „Coredemptrix, gemeinsam mit verwandten Titeln (Mediatrix, Reparatrix, Salvatrix), hat eine lange theologische Entwicklung hinter sich. Sie begann mit den Kirchenvätern (Irenäus), wurde ab dem 15. Jahrhundert und in der Zeit des Tridentinums wieder belebt und hatte ihre Blütezeit im 18. Jahrhundert. Das Thema wird in den Dokumenten des kirchlichen Lehramtes angesprochen sowie in verschiedenen Ansprachen der Päpste, vor allem bei Pius XI., Paul VI. und Johannes Paul II. Zu seinen Skeptikern gehören dagegen u.a.: Pius XII., Otto Hermann Pesch und Wolfgang Beinert. Bei der Dogmatisierung Marias als Miterlöserin geht es um das richtige Verständnis der darin enthaltenen Aussage. Wie Stefano de Fiores, Mitglied der Internationalen Päpstlichen Marianischen Akademie, zum Ausdruck bringt, kann man nicht Maria auf dieselbe Erlöserenebene heben wie Christus, sondern muss ihr Mitwirken am Heil hervorheben“⁶. Es geht also nicht um eine Gleichstellung beim Erlöserwerk Jesu Christi, sondern um eine Teilnahme, eine Abhängigkeit bei der Erlösung. Die christusbezogene Formulierung ist deutlich in der Petition genannt, wo es heißt: „Maria, Miterlöserin mit Jesus, dem Erlöser, und Mittlerin der Gnaden mit Jesus, dem einen Mittler...“.

Im Zusammenhang mit meiner Erwägung ist die anthropologische Dimension interessant, und zwar die Teilnahme des Menschen an der Erlösung, also die menschliche Antwort darauf. J.M. Punt, Bischof von Haarlem, drückt das in den Worten aus: „Im Tiefsten ist jeder Mensch dazu berufen, an der Erlösung durch Christus mitzuwirken, um – wie Paulus es schreibt – an unserem Leib zu ergänzen, was fehlt an den Leiden Christi.“ Auch Johannes Paul II., der die Dogmatisierung seinerzeit in Betracht zog, sprach dieses menschliche Zusammenwirken an: „Das ganze Beten, Leiden und Wirken des Menschen wird erlösend in dem Maße, in dem der Mensch durch seinen Glauben, durch sein Leben, mit Christus verbunden ist“ (vgl. *Salvifici Doloris*, Nr. 25). Maria nimmt dabei einen einzigartigen Platz ein. Durch ihre Unbefleckte Empfängnis ist sie in der ursprünglichen Vollkommenheit und Freiheit geschaffen, so wie Gott das für den Menschen bestimmt hatte. Gerade

⁵ P. Schmidt, *Maria Modell der neuen Frau. Perspektiven einer zeitgemäßen Mariologie*, Kevelaer 1974; C. Halkes, *Suchen, was verloren ging. Beiträge zur feministischen Theologie*, Gütersloh 1985; E. Adamiak, *Błogosławiona między niewiastami. Maryja w feministycznej teologii Cathariny Halkes*, Lublin 1997.

⁶ <http://www.kath.net/detail.php?id=3586>.

dadurch konnte sie die Liebe und Erlösung Gottes im Namen der Menschheit in freier Hingabe beantworten. Als „Gefährtin des Erlösers“ war sie vorherbestimmt, den ganzen Weg mit Christus bis unter das Kreuz zu gehen (vgl. Joh. 19,26-27). Nun geht es um die Frage, „ob das Frausein Mariens heilsbedeutsam ist“ (Beinert) und wenn ja, wie das für jede Frau zu verstehen ist in ihrem Frausein als Christin.

Maria bei der Erlösung – die schönstättische Sicht

Die Debatte um die Miterlöserin ist für die Schönstatt-Mariologie insofern interessant, als es in Schönstatt immer schon darum geht – nach den Worten von Vautier: „Wie hat Maria am Erlösungswerk mitgewirkt? Wie wirkt sie heute noch?“⁷. Er selber beantwortet diese Frage mit ihrer Aufgabe als Erzieherin der Menschen: „Sie wird nicht nur als Vorbild des erlösten Menschen gesehen, sondern auch als jene, die aktiv dazu mithilft, dass der einzelne das Ziel des erlösten Menschen erreicht. Das ist ihre erzieherische Aufgabe“⁸. Pater Kentenich fasst die Antwort auf diese Frage in die eigenschöpferische Formel, die den Personalcharakter der Gottesmutter wiedergibt: „Dauergenossin und Dauergehilfin Christi als Haupt der Schöpfung bei seinem gesamten Erlösungswerk“⁹. Für diese enge Verbindung von Jesus und Maria, die für Kentenich einen zentralen Punkt des schönstättischen Denkens bildet, hat er zahlreiche Ausdrücke gebraucht. Wie viele seiner Definitionen, hat auch diese zwei Dimensionen: die Dimension des Seins und die des Wirkens nach seinem Grundprinzip „ordo essendi est ordo agendi“. In der Fünzfzahl der Dogmen Immaculata, Intemerata, Virgo, Dei Genitrix und Assumpta sieht er die erste Aussage des Personalcharakters, das Sein. Dazu beschreibt er die Gaben und Tugenden Marias, wie das für die frühere Privilegien-Mariologie üblich war. Die zweite Aussage des Personalcharakters birgt in sich die Mitwirkung Marias im Erlösungswerk. Diese sieht er am Anfang, im Höhepunkt und in der Vollendung des Heilsgeschehens. Auf jeder dieser Etappen ist Maria als freies Geschöpf gefragt und beteiligt, angefangen von der Verkündigung und ihrer gläubigen Entscheidung dazu, worüber Kentenich provozierend sagt: „Gott macht gleichsam das Heil abhängig von ihrem Ja und erwartet es“¹⁰. Die Mitwirkung Marias auf dem Höhepunkt des Heilswerkes beschreibt er mit dem Wort Opferträgerin oder mit dem Wort von Scheeben, der Maria als Diakonin bezeichnet: „Der Priester bringt das Opfer ganz dar, der Diakon ist Opferbereiter, Opferbringer, Opferverteiler“¹¹. Darüber hinaus gibt es bei Kentenich Ausdrücke wie: miterlösende Tätigkeit, Miterlöserin als Diakonin und

⁷ P.Vautier, Maria, die Erzieherin. Darstellung und Untersuchung der marianischen Lehre P. Joseph Kentenichs (1885-1968), Vallendar 1981, S. 41.

⁸ Ebd., S. 45.

⁹ J. Kentenich, Der marianische Priester, hrsg. Dr. Roth, 20-25.7.1941, S. 38.

¹⁰ Siehe u.a.: Kentenich, Gotteskindschaftsexerzitien, 1-7.8.1932, verv., S. 88.

¹¹ Kentenich, Der marianische Priester, S. 73.

endlich ein Wortpaar: Erlöste – Miterlöserin. Coredemptrix erscheint bei ihm auch ganz offensichtlich im Zusammenhang mit der Dogmatisierung der Assumpta. In der Oktoberwoche 1950 erweitert er seine übliche Fünzfzahl der marianischen Dogmen um Corredemptrix und Mediatrix¹². Auf Scheeben gestützt verwendet er den Begriff von der subjektiven Erlösung, der ihn den Gedanken der Werkzeuglichkeit Marias und der des Menschen entfalten lässt.

Für die Erhebung der Coredemptrix zum Dogma wirbt Kentenich nicht, ist aber selber von dieser Aufgabe Mariens überzeugt. Mit seinem Verständnis vom Personalcharakter der Gottesmutter kann er wegweisend für die weitere Diskussion in der laufenden Coredemptrix-Debatte sein. Drei Linien sind aus seiner Sicht wichtig: Die Mitwirkung Marias sieht er immer in engster Verbindung mit Christus und auf ihn hin. Diesen Titel sieht er organisch verbunden mit anderen Dogmen und Privilegien Marias, unter anderem mit Marias Würde als Gottesmutter, Königin, Gnadenvermittlerin sowie mit der Parallele Eva-Maria. Und letztlich die Anwendung auf den Menschen und seine Mitbeteiligung im Sinne der Werkzeuglichkeit.

Frau – erlösend, weil erlöst?

Für Pater Kentenichs Vorgehen ist es charakteristisch, dass er über Maria oft als Frau spricht. Und seine Aussagen über die Frau Maria – in welchem Zusammenhang auch immer – wendet er dann auf jede Frau an. Die in den Dogmen enthaltenen Wahrheiten drücken für ihn eine normative Botschaft für die Frau in der Ordnung der Gnade aus. So soll die Frau zum Beispiel eine kleine Maria werden, Immaculata im Kleinen oder kleine Mater Ecclesiae, wie auch die Gefährtin an der Seite Christi. Nicht nur gottgeweihten Frauen sagt er: „Auch ich muss in meiner Art eine Dauergefährtin und Dauerhelferin des Heilandes beim Erlösungswerke sein – nicht eine Helferin beim Vernichtungswerke!“¹³. Aus dieser Sicht ergeben sich interessante Erkenntnisse für den Miterlösungsgedanken. Die Beauftragung der Frau folgt dem Beschenktsein: Weil sie die Gnade der Erlösung bekommen hat, soll sie – wie Maria, das Modell der Frau schlechthin – auf frauliche Weise bei Christus, dem Bräutigam jeglichen Seins, stehen und ihm durch ihr Dasein helfen. Gerade der Frau fällt diese bräutlich-begleitende Perspektive „an seiner Seite“ nicht schwer, ja sie erfüllt sie mit einer großen Selbstständigkeit. Bei Kentenich kommt noch die pädagogische Komponente hinzu durch den Hinweis „in meiner Art“. Dabei geht es um eine unwiederholbare und persönliche Prägung und Färbung dieser Aufgabe in konkreten Gegebenheiten des individuellen Lebens. Bei Christus dem Erlöser zu stehen und für ihn in einer bräutlichen Bereitschaft da zu sein, gehört zur profilierten Spiritualität der Frau in Schönstatt.

¹² Oktoberwoche 1950. Vorträge von Pater Josef Kentenich Gründer des Schönstattwerkes, Als Manuskript herausgegeben, Vallendar-Schönstatt, S. 27, 32, 51 u.a.

¹³ Kentenich, Vortrag für berufstätige Damen in USA, (Manuskript), Sekretariat der Schönstatt-Frauenliga, Vallendar Berg Schönstatt.

Die Überzeugung Pater Kentenichs von der miterlösenden Aufgabe der Frau den Menschen gegenüber, ganz besonders dem Mann gegenüber, beruht auf dem so bekannten wie für Aufregung sorgenden Satz von Bernhard von Clairvaux: „non erigitur vir, nisi per feminam“¹⁴. In der *femina* sieht Kentenich in erster Linie Maria als Mutter des Erlösers, durch die dem Mann die Erlösungsgnade geschenkt wird. Darüber hinaus soll jede Frau „in ihrer Art“ ihre Stellung wahrnehmen und die gottgewollte Position dem Mann gegenüber beziehen, als neue Eva an seiner Seite. Eine weitere Ebene der Interpretierung des Satzes beinhaltet die Entwicklung der fraulichen Elemente im Mann. Neben der erlösenden Aufgabe dem Mann gegenüber gibt es bei Kentenich viele Aussagen von der Sendung der Frau für die Kultur, die er auch mit dem Wort Erlösung ausdrückt¹⁵. Dabei geht es um das Einbringen der fraulichen Werte in die Öffentlichkeit, in erster Linie durch das Zeugnis des christlichen und fraulichen Seins: „In dem Maß, als wir das Ewige in uns entwickeln, haben wir das größte Apostolat getätigt, das wir als Frauen tätigen können“¹⁶. In diesem Zusammenhang bringt die Debatte um Maria als Miterlöserin einen neuen Impuls, diese Aufgabe ernst zu nehmen. Das deckt sich mit dem Postulat des neuen Feminismus, den echten weiblichen Geist in allen Ausdrucksformen des öffentlichen Lebens zu erkennen und zu bekunden. Der neue Feminismus bekommt von dem Gesichtspunkt der Miterlöserin her eine ausgeprägte marianische Note.

Soziologisch und geschichtlich gesehen, ist in Schönstatt ein Boden für diese Wahrheiten entstanden. Es gibt allerdings keinen Aufruf, das Dogma anzustreben, wie es im Umkreis der Erscheinungen in Amsterdam der Fall ist, bei Schönstatttheiligtümern wurden auch keine Petitionen gesammelt. Maria wird in Schönstatt als Corredemptrix lebensmäßig erfahren, in ihrem unauflöslichen und dauernden Bezug zu Christus. Das ist deutlich in dem MTA-Bild oder ganz besonders im Kreuz der Einheit: die Diakonin, die den Kelch dem sich opfernden Jesus hinhält, und nicht zuletzt als die Mäe Peregrina, die durch die Welt geht und aktiv in den menschlichen Angelegenheiten eintritt uns als segensreich erweist. Und darüber hinaus ist der Boden für diese Wahrheit in den verschiedenen schönstättischen Frauengemeinschaften vorbereitet worden, in denen der Gründer den Frauen selbst viel Platz in den Führungspositionen eingeräumt hat und sie so zu einem ernst mitwirkenden und mitentscheidenden Element seines föderativen Werkes bevollmächtigt hat. So hat in Schönstatt der frauliche Pol der Heilsgeschichte, wie sel-

¹⁴ Bernhard von Clairvaux, *De laudibus Virginis Matris, super Missus est homilia II, 3*. Zit.nach: Vautier, *Maria...*, S.150; siehe auch: Kentenich, *Grundriss einer neuzeitlichen Pädagogik für den katholischen Erzieher. Vorträge der Pädagogischen Tagung (1950)*, bearb. von M. E. Frömbgen, Vallendar-Schönstatt 1971, S. 253. Diese Formel ist in vielen Exerzitien, die an Frauen und Mädchen gerichtet worden sind, in verschiedenen Zusammenhängen vorhanden.

¹⁵ Kentenich, *Ethos und Ideal in der Erziehung (1931). Wege zur Persönlichkeitsbildung*, bearb. von M. E. Frömbgen, Vallendar 1972, S. 142.

¹⁶ Ebd.

ten sonst in der Kirche, eine reale Gestalt angenommen. In Bezug auf das potenzielle Dogma ist in Schönstatt das Prinzip „lex orandi lex credendi“ oder, präziser gesagt: „lex vivendi“ Wirklichkeit geworden.

De Fiore sagt in einer Stellungnahme zur Diskussion über die Coredemptrix, dass „hinsichtlich des Konzils und der Ökumene es sicher nicht ratsam wäre, derzeit ein neues Dogma zu definieren“. Er ist der Meinung, dass wir uns zuerst der Einheit oder zumindest einer gewissen Konvergenz mit den getrennten orthodoxen und protestantischen Brüdern und Schwestern nähern müssen, dann können wir untersuchen, ob es angebracht ist, das Dogma von Maria als Miterlöserin zu erstreben. Auf unsere Thematik angewandt ist es auch wichtig, eine gewisse „Konvergenz“ im Bewusstsein der Frauen selber zu erreichen, eine gewisse Verlagerung ihrer Identität. Dazu ist ein Vorgang der Verähnlichung mit Maria auf dem Niveau ihres Bewusstseins notwendig, nicht nur in ihrer Fiat-Haltung, sondern auch in ihrer aktiven Einschaltung in das Heilsgeschehen, auch heute. Gerade die ökumenische Perspektive, die bei diesem Dogma berücksichtigt sein will, ist eine Einladung an die Frauen, sich mit ihrer Offenheit und Einheit stiftenden Wirkung einzubringen, so wie es die Jahrzehnte dauernden und erfolgreichen Bemühungen von Chiara Lubich in diesem Bereich bewiesen haben.

Paulusjahr – Relevanz der Frauensymbolik und -realität für die Kirche

Ein weiterer Zusammenhang des Jubiläums von „Mulieris Dignitatem“ bildete das parallel laufende Paulusjahr mit seiner bereichernden Neuentdeckung des Paulus. Man stellt sich zunächst die Frage: Was kann schon der Völkerapostel den kritisch eingestellten Frauen sagen, gerade er, der relativ wenig über die Frau gesprochen hat? Zudem brauchen seine Aussagen oft die kritisch-hermeneutische Neutralisierung der Exegese, die den Hintergrund der damaligen Zeit ausleuchtet. Im Vergleich mit eindeutig befreienden Worten Jesu der Frau gegenüber wirken die Worte Pauli eher konservativ und rückständig. Dennoch lassen sich in paulinischen Schriften überraschend viele frauliche Bilder finden, die er in Bezug auf sich, aber auch auf die Kirche benutzt, sei es bräutlichen oder mütterlichen Charakters.

Seine eigene apostolisch-gründerische Arbeit drückt er oft mit Bildern aus, die aus der fraulich-mütterlichen Erfahrung stammen. Er leidet für seine Kinder von neuem Geburtswehen, bis Christus in ihnen Gestalt gewinnt (Gal 4, 19), er gibt ihnen Milch und nicht feste Nahrung (1 Kor 3, 2), er mahnt die geliebten Kinder wie eine Mutter (1 Kor 4, 14), liebevoll wie eine Mutter ihre Kinder hegt er die Gläubigen (1 Thess 2, 8). So zeigt er von Anfang an, dass die Kirche nicht nur Institution ist, sondern eine persönliche Dimension in ihr unentbehrlich ist. Diese mütterliche Gefühlszartheit und Verantwortung hat er, so Kantenich, mit seinem Meister gemeinsam. Auch er hat das Bild der Mutterhenne gebraucht, um die liebende Sorge Got-

tes um seine Kinder auszudrücken¹⁷. Diese feminine Dimension der Kirche sieht auch Kardinal Ratzinger, wenn er sagt: „Kirche ist mehr als 'Volk', mehr als Struktur und Aktion: in ihr lebt das Geheimnis der Mutterschaft und der bräutlichen Liebe, die die Mutterschaft ermöglicht“¹⁸. Die bräutliche Symbolik gebraucht Paulus auch, um das neuartige Verhältnis der Kirche zu Christus zu beschreiben. Es ist ein personales Verhältnis, so wie die bräutliche Beziehung eine überaus personale ist. Diese bräutliche Hermeneutik durchzieht die ganze Heilsgeschichte des Volkes Gottes, wo Gott durch seine gesandten die einmalige Verbundenheit mit ihm deutlich macht, wie das die Propheten unnachahmlich beschreiben (vgl. Hos 1, 2; Jer 2, 2; Is 50, 1; 54, 5-8 u.a). Auch die Kirche selbst bezeichnet sich als mütterliche Braut und bräutliche Mutter und findet in Maria ihr vollkommenes Vorbild (Lumen Gentium, Nr. 64). Diese Wahrheit ist auf der ideellen Ebene erfasst, sie spiegelt sich auch in der Liturgie wider. Es ist wichtig, die Geistigkeit der Braut und der Mutter-Braut in der täglichen Realität der Kirche wahr zunehmen, zu entwickeln und umzusetzen.

In der Forderung nach einem neuen Feminismus geht es darum, in allen Bereichen des öffentlichen Lebens den echten fraulichen Geist anzuerkennen und zu verwirklichen. Die Neuentdeckung Pauli in seinem unermüdlichen Dienst regt erneut zu Reflektierung über den Einsatz in der Kirche an, und das mit der Kraft der Mütterlichkeit und der bräutlichen Liebe.

Weitere Perspektiven. Position Schönstatts

So wie der Kongress selbst die Themen vorgegeben hat, die heute die Frauenthematik bestimmen, und so wie sie in der öffentlichen Debatte leben, so ist auch der Diskurs über die Frau nicht zu trennen von dem Diskurs über den Mann. Den heutigen feministischen Diskurs sieht Ammicht-Quinn als einen ausgesprochenen Gender-Diskurs. Er bildet die dritte Phase der säkularen Frauenbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts. In der ersten Phase mit der Überschrift „Gleichheit“ ging es um die Gleichberechtigung von Mann und Frau in allen Bereichen des Lebens. Dabei lag eine Gefahr in der puren Angleichung Frau an den Mann. In der zweiten Phase, in der Mitte der 70er Jahre in den Industrieländern begonnen, ging es um die Hervorhebung der Differenz zwischen beiden und der Schaffung von frauenidentifizierten Räumen, die es ermöglichen, das Frauliche zu schätzen und wahrzunehmen. Eine Absolutierung dieser programmatischen Richtung kann unter bestimmten Umständen zur Abgrenzung führen. Beide Phasen lösen sich nicht säuberlich ab, sondern überlappen sich gegenseitig. Heute geht es um eine dritte Pha-

¹⁷ Siehe: Peter Wolf, In der Schule des Apostels Paulus, Patris Verlag 2008, S. 78.

¹⁸ J. Ratzinger, Erwägungen zur Stellung von Mariologie und Marienfrömmigkeit im Ganzen von Glauben und Theologie, in: J. Ratzinger, H. Urs von Balthasar, Maria – Kirche im Ursprung, Freiburg – Basel – Wien, 1980, S. 23.

se. Ammicht-Quinn sagt dazu: „In diese dritte Phase können die anderen beiden unerledigten Phasen mit hineingenommen und zugleich verändert werden. Der Blick wird frei dafür, dass die Definition des Weiblichen abhängig ist von der Definition des Männlichen, die Definition des Männlichen von der Definition des Weiblichen“¹⁹.

Kentenich hat zu beiden Phasen und ihren Inhalten Stellung genommen. Er förderte die Gleichberechtigung, warnte vor der Angleichung²⁰, er förderte auch die Entwicklung der frauenspezifischen Eigenschaften²¹. Wollen wir mit seinen Augen die heutige Debatte verfolgen und uns wirksam darin einschalten, sollten wir uns nicht scheuen, den Gender-Diskurs einzugehen. Dazu gehört vor allem sein Bemühen, vertieft aus der Bibel heraus und in der Rückbindung an die dogmatischen Aussagen, sowie in einem ernsten Dialog mit den anderen Wissenschaften, das Wesen des Mannes und der Frau zu definieren auf dem Hintergrund eines „Mischmaschs der Geschlechter“, das er in den 60er Jahren festgestellt hat (Weihnachtstagung 1967). Zu einer solchen Offenheit und zum Mut, sich mit Gender auseinanderzusetzen, ermutigt die Philosophin Cristiana Dobner, eine der Referentinnen des Kongresses. Sie meint, die Untersuchungen des Genderbegriffs müssen immer in einer Dialektik mit dem Evangelium stehen und mit dem Menschenbild, das uns dort entgegentritt. Sie ist überzeugt, „dass die Geschlechter-Identität aus dem Evangelium auch von dieser Auseinandersetzung mit der Gendertheorie bestärkt und erleuchtet werden kann – vorausgesetzt, man führt sie nicht durch, weil sie en vogue sind“²². Sie plädiert dafür, an die Gendertheorie ohne Vorurteile, aber mit wachsamem Blick heranzugehen.

Wenn man die heutigen Bemühungen innerhalb der Kirche um einen neuen Feminismus als eine Frucht des Geistes bezeichnen kann, so ist die schönstättische Sicht der Frau und die damit verbundene Praxis mit dieser Art von Feminismus verwandt. Seit einem halben Jahrhundert gibt es in vielen Varianten der schönstättischen Spiritualität und Theorie deutliche Spuren eines solchen neuen Feminismus. Seine drei Wesenselemente sind der Schönstatt-Wertewelt immanent und gehören zu ihrem Markenzeichen: die Bemühung um die Anerkennung und

¹⁹ Ammicht-Quinn, Diskurs..., S. 406.

²⁰ „Wenn die Frau heute in allem dem Mann gleichberechtigt sein möchte - es ist etwas anderes, gleichbewertet zu sein!-, was bedeutet das dann? Da ist die Frau in Gefahr, ihr eigenes Wesen zu verleugnen; da ist sie in Gefahr, sich so aufzugeben, dass sie morgen, übermorgen weder Mann noch Frau ist. Und ‚was man nicht definieren kann, das sieht man als ein Neutrum an‘“, Romvorträge, vom 11-21.12.1965 (Manuskript), S.289.

²¹ „Die ganze Erziehung ist so eingestellt, als hätten wir aus der Frau einen Mann zu machen. Statt dessen sollte das spezifisch Originelle, das der Liebe Gott in der Frauennatur grundgelegt hat, durch die Erziehung zur vollen Entfaltung gebracht werden“. Kentenich, Romvorträge, vom 11-21.12.1965 (Manuskript), S.204.

²² Interview: Vatikan: Frauenkongress, eine Bilanz, <http://www.radiovaticana.org/tec/Articolo.asp?c=186472>.

Kündigung des „echt weiblichen Geistes“, eine deutliche Distanz zur Maskulinisierung der Frau mit dem Akzent auf der Ergänzung und Zusammenarbeit der beiden Geschlechter auf vielen Ebenen des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens, und schließlich als drittes Element, eine gesellschaftlich-kulturelle Einflussnahme durch die unternommenen Aktivitäten. Den schönstättischen „neuen Feminismus“ macht noch die Tatsache interessanter, dass er von einem Mann ausging, dem charismatischen Priester und Erzieher Pater Josef Kentenich, dem Gründer vieler Frauengemeinschaften, die den „weiblichen Geist“ in der Vielfalt ihrer Charismen und Entwürfe zur Entfaltung bringen. Diese organisierte Frauenbewegung sah er als einen notwendigen Teil der erneuerten Kirche, die in seiner prophetischen Sicht noch stärker familienhaft und marianisch sein muss. Sie kann als modellhafte Vorwegnahme eines neuen Weges gesehen werden, der als eine Möglichkeit in den Dialog eingebracht werden kann. Schon in den Jahren des Konzils hat Kentenich das Programm des neuen Feminismus in seinen Romvorträgen proklamiert. Hier nur eine der vergleichbaren Aussagen: „Die Frau muss in alle Verzweigungen des Wirtschaftslebens hinein und soll dort ihre Art auswirken!“²³. Man hat den Eindruck, dass der neue Feminismus noch zu wenig bewusst geworden ist und sich in der theologisch-pastoralen Welt noch nicht etabliert hat. Vielleicht ist er, wie die Frauen selbst, mehr praktisch, auf das Tägliche und Persönliche des Lebens konzentriert, wird intuitiv und vom Glauben getrieben gelebt.

Eine Schwierigkeit des Angebots Schönstatts besteht in seiner essentialistischen Sicht der Frau und des Mannes, die in der heutigen anthropologischen Debatte mit großem Vorbehalt untersucht, ja sogar abgelehnt wird (Eckholt, Heimbach-Stein). Kentenich hat die essentialistische Dimension des Seins aufgewertet, ohne die existentialistische abzuwerten. Jedoch sein Verständnis von der Natur der Frau, von ihrem Wesen und Sein, kann sich nur mühsam in der skeptischen Einstellung der Gender-Forscher durchsetzen, die gerade in den essentialistischen Ansätzen ein zu idealisiertes und realitätsfremdes Bild der Frau fürchten und es mit Vorliebe entlarvt haben. Es gibt aber auch einige Zeichen des Umdenkens auf diesem Gebiet, wie man es zum Beispiel im Buch von Elisabeth Badinter, einer der bedeutendsten Nachfolgerinnen der de Beauvoir, erkennen kann²⁴.

Die immer neu zurückkehrende Debatte um das neue Dogma, das Maria als Mitterlöserin proklamieren will, zeigt die Linie, wie die Frau im Zusammenhang mit dem Marienbild gesehen werden möchte. Zugleich lassen die raschen Veränderungen in der Frauenwelt, die insgesamt auf größere Beteiligung und Mitsprache der Frauen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens hinzielen, den Schluss zu, dass diese Identität „von unten“ sich in einem Veränderungsprozess befindet. Vielleicht

²³ Kentenich, Romvorträge, vom 11-21.12.1965 (Manuskript), S.213.

²⁴ E. Badinter, Die Wiederentdeckung der Gleichheit. Schwache Frauen, gefährliche Männer und andere feministische Irrtümer, München 2004.

sind diese Veränderungen im Raum der Kirche nur von geringem Ausmaß, aber auch hier wird ernst gefragt, welche Räume der amtlichen Kirche für sie in Frage kommen können, wie zum Beispiel größere Teilnahme an Entscheidungsprozessen, die Diakoninnenweihe und Aufgaben in der Verkündigung.

Ob nicht im Zusammenhang mit der Frauenfrage in der Kirche von einem Kairos gesprochen werden darf, als Zeichen der Zeit gesehen und von der Kirche begleitet und unterstützt? Die Genderstudien können den theologischen Untersuchungen im Bereich Frau und Mann kräftige Nahrung geben, ob als ernste Anregung und Herausforderung oder auch als ideelle Provozierung. Die Forderung eines neuen Feminismus, der aus der Kirche hervorging, deckt sich mit den Tendenzen außerhalb der Kirche, die auf eine frauengerechte und die Frau schätzende und schützende Gesellschaftsordnung in allen Teilen der Welt zielen.

BUCHBESPRECHUNGEN

Stefan Hartmann: Die Magd des Herrn. Zur heilsgeschichtlichen Mariologie Heinrich M. Kösters (Eichstätter Studien. Neue Folge 61), Regensburg: Pustet 2009, 510 S.

Im Urheiligtum zu Schönstatt findet sich ein markantes Erinnerungszeichen. Es ist der „Marian Library Award“, der 1987 dem Pallottiner Heinrich Maria Köster (1911-1993) verliehen wurde. Zwei Pole seines Lebens, die doch innerlich eng zusammengehören, sind darin verbunden: die Existenz als Hochschullehrer mit dem Schwerpunkt Mariologie und als persönlich Maria liebender Priester, der in den Auseinandersetzungen zwischen seiner Gemeinschaft der Pallottiner und der Schönstatt-Bewegung seinen Weg finden musste.

Dem Bamberger Diözesanpriester Stefan Hartmann ist es zu verdanken, dass zu Köster jetzt eine umfassende Studie vorliegt. Gleichzeitig ist sein Buch ein Durchblick durch die Mariologie des 20. Jahrhunderts. In acht Schritten geht Hartmann vor.

Die „Prolegomena“ situieren Maria im „kulturgeschichtlich-psychologischen Vorfeld“ und den Schwierigkeiten, einen eigenen mariologischen Traktat zu formulieren. Grundlage ist immer eine solide Exegese der biblischen Stellen über Maria.

Auf diesem Hintergrund zeichnet Hartmann zunächst die Lebensgeschichte des aus Olpe stammenden Pallottiners Heinrich Maria Köster.

Promoviert bei Michael Schmaus in Münster, kam er nach dem Zweiten Weltkrieg an die Theologische Hochschule in Vallendar-Schönstatt, wo er Dogmatik und Dogmengeschichte dozierte. Die Prägung für seine mariologischen Werke, die vor allem aus den 1940er bis 1960er Jahren datieren, erhielt er über seinen Gründer Vinzenz Pallotti, aber vor allem aus dem Einfluss der Schönstatt-Bewegung. „Er fühlte sich Schönstatt nicht nur in seiner Marienverehrung lokal und geistlich stets verbunden, sondern sieht auch die dahinter stehende übernatürliche Sendung.“ (S. 61) In den 1950er Jahren, besonders in der Zeit Kösters als Bewegungsleiter Schönstatts während der Verbannungsjahre des Gründers, distanzierte er sich jedoch menschlich von P. Kenenich.

Hartmann nimmt als Ausgangspunkt seiner Untersuchung der Mariologie Kösters dessen Hauptwerk von 1947 „Die Magd des Herrn. Theologische Versuche und Überlegungen“. Zwischen Maximalisten und Minimalisten möchte er einen eigenständigen Versuch der Deutung Marias im Blick auf ihre Mitwirkung bei der Erlösung der Menschheit leisten. Zeitbedingten Hemmungen stellt er aus der Theologiegeschichte entnommene Antriebe entgegen. Das von reicher Literaturkenntnis zeugende Werk des noch jungen Theologen setzt sich engagiert mit den zentralen Fragen der Mariologie auseinander. So schlägt er vor, gegenüber dem Kölner Dogmatiker

Scheeben und dessen Rede vom Personalcharakter Marias eher von ihrer „heilsgeschichtlichen Stellvertretung der Menschheit“ zu sprechen.

„Die Magd des Herrn“ wurde lebhaft aufgenommen, allerdings überwiegend kritisiert. Vor allem Karl Rahner setzte zu einem Generalangriff an. Kösters „bipolarbundestheologisches Erklärungsmodell“ (S. 109) schreibe, so Rahner, Maria eine Rolle zu, welche den Anteil Jesu an der Erlösung verdunkeln würde. Die Mitwirkung Marias bei der Erlösung blieb auch in den folgenden Jahren der Hauptpunkt des Dissenses zwischen Rahner und Köster.

Nach der Werkübersicht und ihrer Rezeption anhand von Rezensionen diskutiert Hartmann systematische Schwerpunkte der Kösterschen Mariologie. Grundlegend ist dabei die aus der Kentenich-Schule stammende Bundestheologie, deren biblische Fundierung in der metaphysischen Deutung des religiösen Aktes zum Begriff der Stellvertretung führt. Maria habe, so Köster in Aufnahme eines Wortes des hl. Thomas von Aquin, „loco totius humanae naturae“ (an Stelle der ganzen menschlichen Natur) ihr Jawort gesprochen.

In theologischer Deutung des Kirchenjahrs und seiner mariologischen Relevanz deutet Hartmann diese Mitwirkung Marias als „gliedhafte Stellvertretung im heilsgeschichtlichen Vollzug“ (S. 274). In dem „Mit“ Marias sieht Köster eine Synthese der in den 1950er Jahren heftig diskutierten These von der Miterlöserschaft (Corredemptrix) Marias, aber auch eine Lösung zwischen einer christotypi-

schen und ekklesiotypischen Mariologie.

Dieser Streit brach auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil erneut auf. Köster sieht seinen Beitrag dazu, indem er von Maria „als der Spitze der Kirche und Urabsicht Gottes“ (S. 385) schreibt.

Aus Kösters Mariologie leitet Hartmann am Ende einige spirituelle Aspekte ab. Das Marienbündnis führt zurück zur Anfangsinspiration durch Schönstatt. Auch zur Wertschätzung des Reichtums der menschlichen Person kann Maria einen wichtigen Zugang eröffnen. Bündnistheologie und heilsgeschichtliche Perspektive lassen schließlich jede Nachfolge als eine marianische Haltung erscheinen.

Hartmann stellt schließlich die Mariologie Kösters in den Strom der theologischen Entwicklung seit dem Konzil. Besonders die „anthropotypische“ Perspektive scheint ihm zukunftsverheißend zu sein. Maria ist, so der Epilog, der „erste neue Mensch“.

Stefan Hartmann hat mit seiner bei Manfred Gerwing in Eichstätt verfassten Dissertation nicht nur eine profunde Darstellung der Mariologie Heinrich Maria Kösters vorgelegt, sondern gleichzeitig eine Dogmengeschichte der Mariologie des 20. Jahrhunderts vorgelegt. Die umfangreichen Anmerkungen zeugen von einer stupenden Kenntnis der oft recht subtilen und verzweigten Diskussionen. Es gelingt ihm auch, den Einfluss der Schönstatt-Bewegung und ihres Gründers, dessen Beitrag sich eher in der theologischen Vermittlung erstreckte, deutlich zu machen und ein-

zubringen. Eine beachtliche und zu beachtende Arbeit!

Joachim Schmiedl

Thomas Gertler: Bundestheologie und Religionsfreiheit. Religion und Gemeinwesen in Nordamerika und Deutschland (Religion in der Moderne 19), Würzburg: Echter Verlag 2009, 192 S.

Für Mitglieder und Freunde der Schönstatt-Bewegung hat das Stichwort „Bundestheologie“ einen besonderen Klang. Es weist auf den biblischen und theologischen Hintergrund dessen hin, was als „Liebesbündnis“ mit Maria und durch sie mit dem Dreifaltigen Gott der spirituelle Grund der Bewegung ist. Dass sich dahinter auch politische Implikationen verbergen, bedarf eigens der Herausarbeitung. Der Frankfurter Jesuit Thomas Gertler hat als Frucht mehrerer USA-Aufenthalte einen Sammelband vorgelegt, in dem er auf diese Zusammenhänge aufmerksam macht.

Die politisch wirksame Bundestheologie hat ihren Ursprung in der Täuferbewegung der Schweizer Reformation. Zwingli griff den Gedanken des Bundes auf, der von Gott immer wieder erneuert wird. Wesentlich wurde der Bundesgedanke für Theologie, Soziallehre und Ethik der Puritaner Neuenglands.

Ausgehend vom ersten Bund Gottes mit dem Menschen am Anfang der Schöpfung folgen weitere Bundeschlüsse der Gnade, die sich auch nach Christus fortsetzen. Gertler hebt hervor, dass sich durch das Bundesdenken die Gottesbeziehung hin zu

einem Verhältnis zwischen freien Subjekten mit einem Sendungs- und Erwählungsbewusstsein verändert. Ekklesiologisch vertreten die Bundestheologen den Kongregationalismus, nach dem jede Gemeinde die Kirche Christi vollständig darstellt. Die politische Gemeinschaft wurde analog zur kirchlichen durch einen Bundesschluss errichtet, der Gemeinschaft, Institutionen und Lebensweise regelt. Ein Beispiel ist der Bundesschluss der „Mayflower“ (1620), aber auch die amerikanische Verfassung.

Für das ethische Verhalten war das Bewusstsein der Erwählung und göttlichen Vorherbestimmung ganz wichtig. „Es war calvinistisch-puritanische Überzeugung, daß Gott durch den Begnadeten in der Welt *wirke*.“ (S. 33) Amerikanisches Bildungswesen und Wirtschaftsstruktur haben von daher ihre Grundlagen.

Die idealtypische Konstruktion der Föderaltheologie und ihrer politischen Applikation schlifft sich natürlich im Laufe der Zeit ab. Speziell das Prinzip der Zugehörigkeit nach dem Maß der Sündenlosigkeit ließ sich nicht durchhalten. Fünf „Erbstücke“ sieht Gertler allerdings bis heute in den USA wirksam:

- Das Sendungsbewusstsein, heute in einer ausgeprägten Zivilreligion sichtbar;
- die Verknüpfung von Individualismus und Gemeinschaftsbezug;
- ein starker Pragmatismus und eine Arbeitsethik, bei der wirtschaftlicher Erfolg zählt;
- Rationalismus und Glaube an die Wissenschaft;

- und schließlich der Bundesgedanke als Hintergrund für die Vertragstheorie moderner Staatsverfassungen.

Den letzten Punkt entfaltet Gertler im Blick auf die Auseinandersetzungen um die typisch amerikanische Gestaltung der Religionsfreiheit durch die späteren Präsidenten Thomas Jefferson und James Madison.

Gertlers Vergleichspunkt für die amerikanische Föderaltheologie sind seine eigenen DDR-Erfahrungen. Deshalb plädiert er für mehr Freiheit, auch innerkirchlich, aber auch für entsprechende Bindungen: „Mit der größeren innerkirchlichen Freiheit ist ein Klima und ein Raum in der Kirche gemeint, in dem der freie Entschluß

und Mut zu einer Bindung im Glauben gefunden werden kann.“ (S. 176)

Thomas Gertlers Studie kann einen Anstoß geben, eine wichtige Grundlage der schönstättischen Spiritualität auch einmal aus der theologiegeschichtlichen und politikwissenschaftlichen Perspektive zu betrachten. Es würde sich lohnen, die biblisch-theologische Sichtweise der Bundestheologie, wie sie von P. Kenenich etwa in einer Studie aus dem Jahr 1952 („Das Lebensgeheimnis Schönstatts“) entwickelt wurde, auf ihre politischen und gesellschaftlichen Implikationen hin durchzubuchstabieren.

Joachim Schmiedl